

EINLEITUNG

Der vorliegende 11. Band des allgemeinen, politischen und historischen Briefwechsels enthält Korrespondenzen der Monate Januar bis einschließlich Oktober 1695. Eine Dekkungsgleichheit zwischen Bandgrenze und Korrespondenzjahr herzustellen wie in den voraufgehenden beiden Bänden, war auf Grund des 1695 stark angewachsenen Briefwechsels von Leibniz nicht möglich. Von den insgesamt 521 Stücken des Bandes stammen 189 von Leibniz. Davon waren bisher lediglich 69 vollständig gedruckt, weitere 18 als Teildruck oder Regest bekannt. 19 der nicht von Leibniz verfaßten Stücke, also Stücke der Korrespondenten, waren bisher vollständig, 12 im Teildruck oder als Regest veröffentlicht. Es werden im vorliegenden Band also insgesamt 403 Stücke aus den Handschriften erstmals ediert, während alle bereits bekannten Brieftexte mit den handschriftlichen Originalen verglichen und überprüft wurden, soweit diese erhalten sind.

Wie in jedem Jahr so erfährt auch 1695 der Kreis der Korrespondenten wieder einige Modifikationen. Durch den Tod von Cristobal de Rojas y Spinola, Christoph von Weselow und Johann Friedrich von Linsingen finden Leibniz' Korrespondenzen mit diesen ein Ende. Mit folgenden Briefpartnern wird die Korrespondenz nach 1695 nicht mehr fortgeführt: Niccolò Bon, James Brydges, Giovanni Giusto Ciampini, Otto Mencken, Franz Menegatti, Christian Franz Paullini, Johann Reiske, Averardo Salviati und Justus Schrader. Bestimmte konkrete Anlässe führen zu kurzen, im chronologischen Rahmen des vorliegenden Bandes beginnenden und auch beendeten Korrespondenzen, so die mit Aymar de Chouppe, Hieronymus Korn, Federigo Nomi, Johann Reyer, Jakob Sigemann und Johann Friedrich Vollmar, sowie die mit einem nicht namentlich bekannten Buchhändler in Paris. Johann Baptist Podesta und ein Siebenbürger können nur indirekt als Korrespondenten bezeichnet werden da sie von dritter Seite gebeten wurden, für Leibniz zu schreiben, so daß sich daraus auch keine weitere Korrespondenz ergab. Größer als die Zahl der ausscheidenden Korrespondenten ist jedoch die Zahl jener, die 1695 neu hinzukamen, wodurch auch dokumentiert ist, wie sich Leibniz' Korrespondenz kontinuierlich ausweitet. Die im Berichtszeitraum des vorliegenden Bandes neu hinzutretenden Korrespondenten sind: Andreas Acoluthus, Gabriel d'Artis, Etienne Baluze, Henrik van Bleiswyck, Thomas Burnett of Kemney, Heinrich Christoph Domeier, Andreas Du Mont, Gottfried Freytag, Johann August Haberstroh, Johann Georg Lipper, Adriaan Moetjens, Bodo von Oberg, Francesco Palmieri, Thomas Rymer, Johann

Georg Schaetz, Adolph Wilhelm Uhlich, Antoine Verjus, Reiner von Vlostorff, Philipp Ludwig Probst von Wendhausen.

Die Gliederung des Bandes weicht von der der vorhergehenden insofern ab, als die Abteilungen II und IV der vorhergehenden Bände nicht fortgeführt wurden. Der Briefwechsel über Reunionsfragen (Abteilung II in den früheren Bänden) ist auf wenige Stücke zurückgegangen, und die Korrespondenz mit den Verwandten (Abteilung IV der früheren Bände) unterscheidet sich weder dem Inhalt noch der Form nach wesentlich von den übrigen Briefen der allgemeinen und gelehrten Korrespondenz. Wichtig ist jedoch die Unterscheidung zwischen dem dienstlichen und dem nichtdienstlichen Briefwechsel, wenn diese Unterschiede auch nicht bei jedem Stück gleich deutlich sichtbar werden. Zur leichteren Orientierung ist die Einleitung nach sachlichen Gesichtspunkten in neun Abschnitte gegliedert. Am Schluß der Einleitung findet sich ein Verzeichnis der Themen der Briefwechsel. In ihm sind die Themenangaben aus den Kurzbiographien des Korrespondentenverzeichnisses zusammengefaßt.

I. Zu Leibniz' Biographie

Das Jahr 1695 hätte zweifelsohne einen entscheidenden biographischen Wendepunkt in Leibniz' Leben markieren können, wenn der Plan des hannoverschen Hofrats und Gelehrten sich hätte verwirklichen lassen, die Nachfolge des im Oktober 1694 gestorbenen brandenburgischen Hofhistoriographen Samuel von Pufendorf in Berlin anzutreten. Aber aus diesem mit diplomatischer Vorsicht (vgl. I, 10 N. 439 u. N. 444) eingefädelten Projekt wurde nichts. Es hinterließ — abgesehen von den wichtigen, untereinander variierenden, die spätere Gründung der Berliner Akademie gleichsam antizipierenden Entwürfen (N. 120—123) — lediglich schwache Spuren in der Korrespondenz mit Ezechiel Spanheim. Dieser kultivierte Gelehrte, selbst ein wissenschaftlicher Autor von Rang, mit dem Leibniz seit einigen Jahren (vgl. I, 8 ff.) einen inhaltlich anspruchsvollen, historisch-philologische und numismatische Themen umfassenden Briefwechsel unterhielt, hat sich, seinen eigenen Äußerungen nach (vgl. I, 10 N. 439 sowie u. a. N. 181 u. N. 352 des vorliegenden Bandes), nicht zuletzt aus eigenem Interesse nachdrücklich für Leibniz bei Danckelman verwendet. Dabei war sicher hilfreich, daß Spanheim als brandenburgischer Staatsrat relativ einfach Kontakt zu dem allmächtigen Premierminister aufnehmen und halten konnte. Über Leibniz' Wunsch, nach Berlin zu gehen, von dem wohl nur Spanheim und Danckelman wußten, wird in den Briefen lediglich verschlüsselt gesprochen. Leibniz apostrophiert sich selbst und Spanheim Leibniz in diesem Zusammenhang stets nur als „l'ami“, „notre ami“ oder „l'ami de question“ (vgl. z. B. N. 181 u. N. 344) — ein beredtes Zeugnis für die vorsichtige Vertraulichkeit, die die Briefpartner beachteten. Die Spuren des Projektes

lassen sich in der Korrespondenz mit Spanheim von Januar (N. 100) bis August (N. 417) verfolgen. Dann verlieren sie sich. Schon der letzte Brief dieser Korrespondenz im vorliegenden Band, ein Leibnizbrief vom 14. September, der allerdings nur im Auszug überliefert ist (N. 453), erwähnt die Angelegenheit nicht mehr. Leibniz konnte 1695 in Berlin noch nicht Fuß fassen. Ob die Sparsamkeit, die dem brandenburgischen Staat keine Erweiterung der Staatsausgaben erlaubte, wie Spanheim im Juni betont (N. 344), der alleinige Hinderungsgrund war, bleibt dahingestellt.

Auch wenn die zehn Monate von Januar bis Oktober 1695 keine einschneidende Wende in Leibniz' Leben brachten, so sind die Briefe dieser Zeit dennoch vielleicht interessanter als die mancher anderer gleich langer Zeit seines Lebens. Enthalten doch die Texte des vorliegenden Bandes — wozu noch einige spezifisch autobiographische Aufzeichnungen von 1695 kommen (vgl. N. 338) — eine beachtliche Anzahl von autobiographischen Fakten. Es sind biographische Details, die den Menschen Leibniz in seinem Arbeitsalltag zeigen, sein Privatleben, z. B. das Verhältnis zum eigenen Körper betreffen, seine Lebensweise und seinen Umgang mit Menschen erläutern. Und da die Quellen zu Leibniz' Biographie im allgemeinen nicht gerade reichlich sprudeln, verdienen solche biographischen Details, die den sonst weitgehend in Dunkel und Schweigen verbleibenden persönlichen Bereich um Leibniz berühren, besondere Aufmerksamkeit.

Nichts Außergewöhnliches indes bedeuten auch 1695 die längeren oder kürzeren Reisen ins benachbarte Herzogtum Wolfenbüttel, die im Januar, Februar, April, Juni und August unternommen wurden. Wie auch meistens in den voraufgegangenen Jahren brachten sie Leibniz den einzigen Ortswechsel. Es sind Routinefahrten, unternommen aus Notwendigkeit (Bibliotheksleitung in Wolfenbüttel) wie aus Neigung (Besuche Herzog Anton Ulrichs und der Messe im für damalige Verhältnisse großstädtischen Braunschweig mit seiner Opernbühne).

Interessant ist aber eine Äußerung von Leibniz, die darauf hindeutet, daß er während der vermutlich wenig abwechslungsreichen Fahrt zwischen Hannover und Wolfenbüttel zuzeiten in bestimmter Weise produktiv tätig war. So schreibt er in seinem Brief vom 19. März an Stepney: „.... vous avés pratiqué une invention qui est bonne pour employer le temps, et dont je me sers aussi quelques fois. C'est de faire des vers en voyage“ (*L¹* von N. 229). Einige der Leibnizgedichte des vorliegenden Bandes lassen sich vielleicht auf diese Weise entstanden denken. Die Fahrten selbst erfolgten im eigenen Wagen, mit eigenem Kutscher und eigenen bzw. in Hannover geliehenen Pferden. Allerdings ersucht Leibniz Herzog Anton Ulrich im April 1695 um „Künfftige Verordnung wegen vorspann oder ander anstalt behuf der ab- und zureise, damit solche desto weniger koste“ (N. 32). Für Pferde und Wagen

braucht er eine „schuhr“, für Hafer, Heu und Stroh zusätzlich einen verschlossenen Raum. Diese Informationen und weitere Hinweise auf sehr persönliche Gewohnheiten liefert ein Leibnizbrief vom 12. April (N. 29) an den Bibliothekssekretär Reinerding. Dieser hatte Leibniz, der damals während seiner Wolfenbütteler Aufenthalte beim Küchenschreiber Balcke wohnte, zwei Zimmer in seinem eigenen Hause zur Miete angeboten, davon ein „zweyschläfriches“ für Diener und Kutscher. Während Leibniz' Abwesenheit wollte er eines der Zimmer mitbenutzen (vgl. N. 28). Leibniz, grundsätzlich bereit, das Angebot zu akzeptieren, verlangt jedoch mit energischem Nachdruck charakteristische Änderungen. Sie lassen ihn als auf die strikte Unantastbarkeit seiner Privatsphäre bedacht erscheinen und deuten darauf hin, daß er außer mit Kammerdiener und Kutscher bisweilen zusätzlich noch mit einem weiteren Diener reiste und vielleicht auf Grund einer Art *horror vacui* sogar am liebsten jemand um sich wußte, wenn er schlief. Es ist aufschlußreich, daß er es für unzumutbar hält, wenn Kammerdiener und Kutscher in einem Bett schlafen, „zumahlen ich offt noch einen laqveyen dabey mitzubringen pflege“. Darum verlangt er noch ein „feldbette vor den kammerdiener ... , so in meine kammer kommen köndte, umb iemand bey mir zu haben“ (N. 29).

In seiner hannoverschen Wohnung verläuft nicht immer alles nach Leibniz' Wünschen. So wendet er sich am 28. Februar (N. 22) wegen mangelhafter Anlieferung von Heizmaterial, das ihm zustand, an niemand Geringeren als den Kammerpräsidenten von Görtz.

Wenn Leibniz bei Herzog Anton Ulrich darum nachsucht, daß er „ein baar Teller von der Academi langen läßen könne, weiln nicht wohl eine gewiße zeit zu halten“ (N. 32), dann ist diesen Worten zu entnehmen, daß er nicht gewillt war, seinen individuellen Arbeitsrhythmus durch bestimmte regelmäßig wiederkehrende und zeitlich genau fixierte Unterbrechungen — seien es auch die notwendigen Mahlzeiten — nur im geringsten unterbrechen zu lassen.

Von Einfluß auf diese Haltung war gewiß auch ein äußerer Druck, dem Leibniz sich ausgesetzt glaubte: er fühlte sich mit Arbeit überlastet. Dem Verleger Fritsch, der von Leibniz eine Geschichte Deutschlands von Karls des Großen Zeiten bis zur Gegenwart erbeten hatte, klagt er: „Ein solches werck zu verfertigen, wie der H. verlanget ... können meine geschäffte nicht leiden. Kaum ist mir wegen vieler distractionen möglich der gnädigsten Herrschafft ein gnügen zu thun, und meine Neue Inventa in scientiis nach und nach herfür zu geben“ (N. 164; vgl. auch N. 41 u. N. 213). Ärgerlich in diesem Zusammenhang war es für Leibniz, daß er nicht den gewünschten Schreiber finden konnte. Der sollte etwas Latein können, gut und flink schreiben und bereit sein, Livree zu tragen. Vor allem: „... ego talem velim, qui non perdat horas“ (N. 362). Um den zu bekommen, bemüht er

vor allem ständig den Leiter des Göttinger Pädagogiums, Justus von Dransfeld, aber auch z. B. Gabriel d'Artis (vgl. N. 506), jedoch erfolglos. So mußte er jemanden anstellen, der zwar eine ganz gute Hand schrieb, aber nicht Latein konnte (vgl. N. 418). Vermutlich ist es eben der Schreiber, dessen Abschriften bzw. Diktatniederschriften Leibniz bis in geringfügige Einzelheiten korrigiert (vgl. Lesarten zu N. 491). Drei Faktoren aber waren es wohl, die für das Gefühl, mit Arbeit überlastet zu sein, 1695 bestimmt wurden: die vermutlich auch in diesem Jahr noch geleistete intensive Arbeit an der Rechenmaschine (vgl. N. 41), die weiterhin stark anschwellende Korrespondenz (vgl. oben) und sein schlechter Gesundheitszustand. Den Zusammenhang zwischen unerledigten Aufgaben und leistungshemmender Krankheit stellt Leibniz selbst in einem nur fragmentarisch erhaltenen Schreiben an Kurfürst Ernst August her (N. 41). Und die seine Gesundheit und damit seine Arbeits- und Spannkraft beeinträchtigenden „chaleurs“, über die er auch Bekannten gegenüber Klage führt (vgl. N. 15 u. N. 114), bzw. jene „phlogos mirabiles (fliegende hize) in primis circa regionem diaphragmatis“ (*L²* von N. 338), waren Tatsachen, denen Leibniz 1695 eine nicht unbeträchtliche Aufmerksamkeit schenkte. Das belegen zum einen diesbezügliche tagebuchartige Aufzeichnungen (vgl. Vorbemerkung zu N. 338). Ein anderes wichtiges Zeugnis ist der Briefwechsel mit dem Amsterdamer Arzt Justus Schrader, einem Bruder des Celler Korrespondenten Chilian Schrader. Diese — aus noch darzulegenden Gründen — auf 1695 beschränkte Korrespondenz ist eine der für Leibniz als physisches Wesen und geistige Person aufschlußreichsten und darum interessantesten des vorliegenden Bandes. Enthält sie doch z. B. über den konkreten Anlaß hinausgreifende, grundsätzliche Aussagen zu Metaphysik, Ethik und Naturwissenschaften im Rahmen einer von Leibniz herbeigeführten Diskussion über den Stellenwert von Theorie und Praxis in der Wissenschaft (vgl. besonders N. 455).

Der konkrete Ansatzpunkt indes für die Kontaktaufnahme zu Justus Schrader war Leibniz' Wunsch, kompetenten ärztlichen Rat über seinen Gesundheitszustand einzuholen. In einer wohl aus diesem Anlaß für Schrader verfaßten Anamnese, die auf genauer Selbstbeobachtung beruht, notiert Leibniz: „Es sind nun etliche Jahr, daß ich zum öfftern, zumahl bey genauen nachdencken in lesen und schreiben im munde einen Eisenhafften, und gleichsam vitriolischen oder Dintengeschmack gespühret, so auch noch zu befinden pflege.“ Es habe sich dann eine „Hize circa diaphragma als ob ein warmes cingulum umb den leib geleget“, eingestellt, und zwar „zu zeiten nach zu zeiten auch wohl vor der morgen- oder abendmahlzeit. Daher wenn sonst dieses ganze Jahr über keine andere ungelegenheit darauf erfolget, so bin aber wegen der consequenz besorget“ (*L¹* von N. 338). Zusätzlich vermerkt er: „Als ich etliche wochen in bewegung gewesen und wenig geschrieben, noch

gelesen, habe ich nichts dergleichen gespühret“ (ebd.). Und er räumt ein, er „habe alzeit vitam fast alzu sedentariam gefuhret“ (ebd.). Tatsächlich erhielt Leibniz durchaus, was er erwartet hatte: eine Diagnose seines Leidens und Therapieanweisungen zu seiner Behebung. Schraders — nicht in direkter Briefform verfaßte — knappe Diagnose lautete, in dem sie die von Leibniz angedeuteten möglichen Krankheitsursachen bestätigte, auf „Affectus ... Hypochondriacus, ex intentiore cogitandi ac legendi scribendive labore imprimis oriundus“ (N. 401). Und der Arzt verordnete neben einer medikamentösen Behandlung strikte Zurückhaltung „a longis ac intensis meditationibus“ (ebd.). Durch diese einerseits nüchternen, anderseits aber auch knappen, apodiktischen und mit dem Anspruch auf Respektierung seiner fachlichen Autorität vorgebrachten Äußerungen setzte der Arzt den mit eingehenden Reflexionen verbundenen wissenschaftlichen Erkenntnisdrang seines Patienten erst recht in Bewegung. Es ist sehr bezeichnend, daß sich „ex amore sciendi“ (vgl. N. 455) an Schraders Mitteilungen Leibniz' objektives wissenschaftliches Interesse entzündet, welches die subjektive Besorgnis über den eigenen Gesundheitszustand verblassen läßt. So schreibt er an Schrader: „illud vellem nosse distinctius quomodo inde nascatur ille quem vocas Affectus Hypochondriaca biliosa“ (N. 420). Mehrfach präsentierte er gezielte Einzelfragen zu medizinischen Sachverhalten (vgl. z. B. N. 420 u. N. 455). Er weist — als Bewunderer von Ramazzinis statistischen Beobachtungen (vgl. N. 394) — auf den Nutzen einer „historiarum similiūm collatio“, also einer vergleichenden Auswertung von Krankengeschichten hin (N. 455). Er will rationale Folgerungen aus Beobachtungen ziehen. Denn die Ratio führt zum Experiment und garantiert seine methodische Durchführung (vgl. L² von N. 521). Schrader, der medizinische Praktiker, der auf Erfahrung und Beobachtung der Natur eingeschworen ist und dem Gebrauch der Ratio in den Naturwissenschaften mißtraut (vgl. seine Descartes-Kritik N. 511 und ihre Bestätigung durch Leibniz N. 521), geht im Grunde nur widerwillig auf Leibniz' theoretische Erwägungen ein. Denn, fragt er, „cui bono multum ratiocinari?“ (N. 437). Die Korrespondenz zwischen Leibniz und J. Schrader bricht denn auch — einmal abgesehen davon, daß Leibniz vielleicht auch nicht ganz mit der Diagnose und der Therapie zufrieden war — nach nur kurzer Dauer mit dem letzten Stück des vorliegenden Bandes ab. Die Gesprächspartner bewegten sich auf verschiedenen Ebenen. Leibniz sah nicht, wie es Schrader tat, in der körperlichen Gesundheit das höchste Gut. Den von Schrader wegen ihres Gesundheitszustandes als vorbildlich hingestellten „opifices“ und „rustici“ setzt Leibniz die „literati“ entgegen (vgl. N. 455), der nur körperlichen die geistige Existenzform. Leibniz sieht überhaupt die eigentliche Erfüllung des Menschseins in einem geistigen Leben, z. B. einem Leben in der Wissenschaft, und er ist bereit, dafür zu zahlen, auch um den Preis mangelnder körperlicher Gesundheit: „Semper

enim hac mente utemur, corpore non semper“ (N. 455). Die Briefpartner redeten letztlich auch aneinander vorbei: Leibniz als Theoretiker, dem die (medizinische) Praxis fehlt, und Schrader als Praktiker, der die Relevanz theoretischen Bemühens nicht anerkennen will. Dabei war Leibniz’ Gedanke der Eingrenzung von Krankheitssymptomen, die statistische „collatio“ von Krankengeschichten, wissenschaftsgeschichtlich betrachtet, zukunftsweisend. Aber das Gespräch zwischen potentiell für einander geeigneten Partnern blieb auf Grund der beiderseitigen Positionen unergiebig. Daß allerdings Leibniz in seinen Rollen als Patient, als ein am Fortschritt der medizinischen Wissenschaft interessierter Wissenschaftssystematiker und -historiker und als Verteidiger seiner geistigen Existenz eine nicht ganz leichte Position in diesem Gespräch innehatte, sollte nicht ganz außer acht bleiben.

2. Leibniz im Dienste des Welfenhauses

Anfang Juni 1695 schreibt Leibniz an seinen hannoverschen Dienstherrn, Kurfürst Ernst August, wegen wiederholter Krankheit und weil er stark mit dem Bau der Rechenmaschine befaßt gewesen sei, habe er „mit der application an dem Historico opere nicht arbeiten können als so ich mir vornommen gehabt“ (N. 41). Vermutlich reagiert Leibniz mit diesem Schreiben auf gewisse uns nicht weiter bekannte Vorhaltungen — sei es, daß sie der Kurfürst selbst, sei es, daß seine Minister sie gemacht hatten —, er komme seinen dienstlichen Verpflichtungen nicht korrekt nach. Und zu ihnen gehörte es, das „historicum opus“, die Geschichte des Gesamthauses der Welfen, zu schreiben. Hier nun stellt sich die Frage nach dem Umfang von Leibniz’ dienstlicher Tätigkeit. Welches waren eigentlich seine dienstlichen Obliegenheiten? Da sind die historisch-juristischen Gutachten zu nennen, von denen noch bei der Betrachtung von Leibniz’ Beteiligung an der kurhannoverschen Politik von 1695 zu reden sein wird. Das Abfassen solcher Gutachten gehörte seit Herzog Johann Friedrichs Zeiten ebenso zu Leibniz’ klar umrissenen dienstlichen Aufgaben wie seit 1685 das Schreiben der Welfengeschichte. Dazu kommt die Leitung zweier fürstlicher Bibliotheken, der kurfürstlichen in Hannover und der Bibliotheca Augusta in Wolfenbüttel. Gerade deren Verwaltung, die er ja nicht ohne Einwilligung Hannovers führte, verlangte dem Verantwortlichen einen nicht unbeträchtlichen persönlichen Arbeitseinsatz ab. Das belegen im vorliegenden Band wieder die Korrespondenzen mit den Wolfenbütteler Bibliothekssekretären Reinerding und Sieverds, auch Leibniz’ Verwendung für den Bibliotheksdienner H. J. Müller (N. 1) einschließlich der natürlich auch dienstlichen Charakter tragenden Reisen in die benachbarte Welfenresidenz, so gerne Leibniz sie wiederum auch unternahm. Zusätzlich verfaßte der Bibliotheksdirektor in Abständen immer wieder Denkschriften über Finanzierung und Ausbau der Bibliothek sowie über die Erschließung

ihrer Bestände, so z. B. auch im Juni 1695, als er schreibt: „Weil nun bey denen Menschen nechst der Gottesfurcht und Gesundheit nichts edler und beßer als verstand und wißen-schafft, solche aber unter vielen Menschen verstreüet oder zertheilet, und nicht anders als in einer großen Bibliothecc bey sammen zu finden; So ist daher leicht zu erachten wie hoch ein solcher Schaz zu halten“ (N. 45, S. 61). Dabei präsentiert sich diese Schrift in einer für Leibniz typischen Weise als das Bemühen, notwendige bibliothekarische Arbeit (z. B. Anfertigung von Katalogen) in den größeren Rahmen einer Organisation von Wissenschaft miteinzubeziehen (Anfertigung von Bibliographien) und die Bibliothek als ‚officina generalis Notitiarum Humanarum‘ (N. 45, S. 68) mit der Wolfenbütteler Ritterakademie „etwas näher zu verbinden“ (N. 45, S. 67). Das ganze wäre ein Unternehmen „zu ... gemeinem Nutzen“ (a. a. O., S. 60).

Mit der Arbeit an der Welfengeschichte, seinen historisch-juristischen Gutachten sowie der Bibliotheksverwaltung ergeben sich drei klar definierte Tätigkeitsmerkmale von Leibniz' dienstlichem Wirken. Dem sind ohne Schwierigkeit noch Gutachten zur Besetzung von Professuren der Helmstedter Universität zuzuzählen wie z. B. jenes über Johann Andreas Schmidt vom 3. Januar 1695 (N. 3); außerdem seine Aktivitäten im Zusammenhang mit dem Bergbau im Harz (vgl. die entsprechenden Texte im Sonderband über den Harzbergbau). Nicht mehr ganz so eindeutig als im engen Sinne dienstlich zu bestimmen ist indessen z. B. Leibniz' Beteiligung an der Stellenbesetzung am Göttinger Pädagogium (vgl. die Korrespondenz mit J. v. Dransfeld) oder der sonstigen Verwaltung dieser Bildungseinrichtung, wie sie aus der Korrespondenz mit G. W. Molanus zum Fall J. Meiers herauszulesen ist (vgl. N. 491). Und wie ist etwa Leibniz' Gespräch mit Herzog Anton Ulrich anzusehen und der anschließende Bericht darüber an Kurfürst Ernst August (N. 13)? Gewiß hatten derartige Gespräche das gute, fast freundschaftliche Verhältnis zwischen Leibniz und Anton Ulrich zur Voraussetzung, was ja auch ein Grund dafür ist, daß Leibniz ebenso gern nach Wolfenbüttel reiste, wie Anton Ulrich ihn kommen sah (vgl. z. B. N. 90). Dennoch wird man letztlich ein Gespräch zwischen beiden, über das Leibniz seinen hannoverschen Dienstherrn in aller Form unterrichtet, das Attribut „dienstlich“ zu erkennen müssen. Eine in jedem Punkte reinliche Scheidung zwischen dienstlichem und privatem Handeln ist hier ja auch deshalb nicht ganz leicht, weil die Trennungslinie zwischen beidem in einer historisch bedingten Grauzone verläuft, die mit dem weniger eng als heute gezogenen Rahmen zusammenhängt, in dem die Leibnizzeit Rechte und Pflichten aus einem Dienstverhältnis sah. (Als Beispiel für diese Auffassung kann Leibniz' Aufenthalt in Wien 1712–1714 gelten, den Kurfürst Georg Ludwig mißbilligte und der unter vergleichbaren Umständen heute undenkbar wäre.)

Charakteristisch für das Neben- und Ineinander von einerseits eher dienstlichen, anderseits mehr privaten Aspekten ist die Korrespondenz mit dem Wolfenbütteler Geheimen Sekretär Lorenz Hertel, die Leibniz bestimmt nicht im dienstlichen Auftrag Hannovers oder Wolfenbüttels geführt hat. Hertel übermittelt Wünsche Anton Ulrichs (N. 90), und Leibniz bittet um Unterstützung bei der Suche nach einem Schreiber für die Biblioteca Augusta (N. 84). Beide tauschen Hofnachrichten aus (vgl. N. 57 u. N. 75). Aber man tauscht auch Nova literaria aus (N. 37 u. N. 57), ja anlässlich einer Auseinandersetzung mit Calvörs Rezension des Buches *Seder Olam* unterbreitet Leibniz Hertel sogar seine philosophischen Gedanken über die Vollkommenheit Gottes und die Schöpfung der Welt. Wenn Leibniz selbst die Abwicklung dieser Korrespondenz vielleicht doch eher zu seinen Dienstgeschäften gezählt haben wird, dann deswegen, weil Hertel, die rechte Hand Herzog Anton Ulrichs, Leibniz' Kontaktmann zum maßgebenden Wolfenbütteler Herrscher war. Über ihn und seinen Hof möglichst jederzeit auf dem laufenden zu sein war für den meist in Hannover residierenden Wolfenbütteler Bibliotheksdirektor notwendig, wurde von ihm, aber auch von seiten Hannovers erwartet. Ähnliches galt für den hannoverschen Hof, wann immer er außerhalb der Residenzstadt weilte, z. B. also in Linsburg. Leibniz' Kontaktmann dort war dann Luigi Ballati, mit dem er sonst brieflich Informationen und Meinungen zu politischen Tagesereignissen austauschte (vgl. auch unten S. XLIII f.). Beidemal, bei Hertel und Ballati, liegt der maßgebende Gesichtspunkt der Beurteilung einer Korrespondenz auf ihre dienstliche Funktion hin außerhalb der jeweiligen Korrespondenzthematik. Nicht anders verhält es sich mit dem Briefwechsel zwischen Leibniz und Kurfürstin Sophie. Ist aber Ballatis und Hertels Funktion für Leibniz ausschlaggebend, so ist es bei Sophie gerade umgekehrt. Hier ist Leibniz' Funktion für Sophie bestimmendes Moment der Zuweisung der Korrespondenz zum dienstlichen Bereich: Leibniz spielte die, wenn auch subtil modifizierte, Rolle eines intellektuellen Unterhalters für die Ehefrau seines hannoverschen Dienstherrn. Diese Aufgabe hat Leibniz, der Anfang Juli 1695 schreibt: „Madame l'Electrice a un génie élevé: Elle aime les pensées rares et extraordinaires où il y a quelque chose de beau [...] de curieux et de paradox“ (N. 370), gern erfüllt. Das wird durch den gelösten, witzigen Ton dieser auch im vorliegenden Band zwar ihrem Umfang nach geringen, intellektuell aber hochbedeutenden Korrespondenz unterstrichen. So etwa durch jenen Brief (N. 80), mit dem Leibniz auf ein Schreiben Sophies (N. 77) antwortet, in welchem die Fürstin über ihre Cervantes-Lektüre berichtet und diesen Bericht mit einer boshaften Spitze gegen die Münzsammelpraktiken Graf Anton Günters II. von Schwarzburg-Arnstadt verbindet. Leibniz' Äußerungen über Ereignisse des wissenschaftlichen und kulturellen Bereichs spiegeln die Interessen Sophies direkt wider. Abgesehen

von üblichen Informationen zur Braunschweiger Oper (N. 62), die stets auf die sachkundige Anteilnahme der Kurfürstin rechnen konnten, erzählt Leibniz u. a. von Münzen Heinrichs des Löwen (N. 62); vor allem aber preist er André Morells (vgl. Korr.-Verz.) mehr als 20000 Abgüsse von Münzen aus den Sammlungen des französischen Königs als Möglichkeit, „tant à confirmer qu'à claircir l'Histoire“ (N. 80). Und dem Hinweis auf die Numismatik als historischer Hilfswissenschaft, die „un voyage dans les siecles passés“ (a. a. O.) erlaube, schließt Leibniz den bezeichnenden Wunsch an: „S'il y avoit moyen de faire une course semblable dans l'avenir“ (ebd.). Doch obwohl dem Tenor dieser Korrespondenz prinzipiell so wenig der Charakter des Dienstlich-Formellen eignet, enthält sie doch Indizien dafür, daß Sophie Leibniz auch als Bediensteten ihres Hauses betrachtete. So zum Beispiel, wenn die Kurfürstin über ihn ihrer Hofdame Aufträge erteilt (vgl. N. 77). Daß auch Leibniz sich Sophie gegenüber stets seiner Stellung bewußt war, läßt sich zum Beispiel folgendem Satz entnehmen, mit dem er Herzog Anton Ulrichs diplomatisch motivierten Wunsch, der Kurfürstin Sophie Charlotte seine Aufwartung zu machen, mitteilt: „J'ay cru, que je pouvois ou devois le rapporter au moins, sans faire le négociateur qui n'a point de charge“ (N. 93). Auch Leibniz' Berichte über den Wolfenbütteler Hof (vgl. z. B. a. a. O.) sind hier wohl zu nennen. Dennoch überwog die persönliche Sympathie zwischen zwei so gebildeten und klugen Menschen wie Leibniz und Sophie stets das formell vorgegebene Verhältnis sozialer Ungleichheit, so daß zum Beispiel Leibniz' Ausdruck der Freude über die bevorstehende Rückkehr der Fürstin nach Hannover (N. 80) ungekünstelt wirkt.

3. Leibniz und die Politik

Von Leibniz' wachem Interesse für die politische Welt bzw. von seinen dienstlichen Verpflichtungen in diesem Bereich zeugen 10 Prozent der Stücke dieses Bandes. In diesen Texten — neben Briefen und Denkschriften bzw. Gutachten auch Gedichte — wird die Politik des Jahres 1695 in verschiedenster Weise thematisiert; die Stücke verteilen sich auf immerhin knapp 20 Prozent der Korrespondenten des Bandes. Ausschließlich oder doch überwiegend steht zeitgenössisches politisches Geschehen im Mittelpunkt der Korrespondenzen mit Ballati, Boineburg, Cresset, Hugo, Linsingen, Mencken, Reiche sowie eines der beiden für den Kurfürsten Ernst August bestimmten Stücke. Die inhaltlich sonst so belangvolle Korrespondenz mit Stepney hat Politik nur in zwei von vier Briefen zum Gegenstand. Bei den hier genannten Korrespondenten handelt es sich fast ausnahmslos um Träger politischer Funktionen. Auffälligerweise werden im Briefwechsel mit dem brandenburgischen Staatsrat Spanheim, einem der prominentesten politischen Amtsträger unter den Korrespondenten, überwiegend philologisch-historische, theologische oder numismatische, aber sorgfältig wie gar nicht politische Fragen berührt.

Wie in den Korrespondenzen voraufgehender Jahre ist auch 1695 wieder Leibniz' Beziehung zur politischen Bühne durch ein Doppelverhältnis gekennzeichnet: Er ist in einem Zuschauer und Akteur — Akteur allerdings im Hintergrund, mit einer untergeordneten und eng begrenzten Rolle. Vor allem im Zusammenhang der politischen Aktivitäten Hannovers, das auch 1695 um volle Anerkennung der Neunten Kur bemüht ist, erscheint Leibniz, ebenso dienstlich verpflichtet wie als Sachkenner anerkannt, wenn nicht eigentlich als Mitgestaltender, so doch als Mitwirkender. Maßgebend beteiligt ist er in den Monaten April und Mai, als er die diplomatische Tätigkeit des hannoverschen Verhandlungsführers beim Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, Agostino Steffani, sachlich stützt und absichert. Das geschieht zum einen durch den von Steffani aus Hannover erbetenen geschichtlichen Abriß der Markgrafschaft Burgau (N. 35) — Max Emanuel forderte sie vom Kaiser für sich —, einem Kabinettsstück historischer Fundierung aktueller Politik. Zum anderen leistet er seinen Beitrag durch eine umfangreiche Auseinandersetzung mit der vom bayer. Geh. Rat Prielmayr von Priel verfaßten Abhandlung, welche die „disjunctiva“ vertritt. Leibniz' daraus erwachsene Schrift *Observationes ad scriptum cui titulus est: Informatio super Nono Electoratu* sowie seine Korrekturen und Umänderungen zu der auf seinen eigenen Darlegungen fußenden Deduktion Steffanis veröffentlichen wir in Reihe IV (Politische Schriften). Im vorliegenden Band gelangt nur die begleitende Korrespondenz zwischen Leibniz und dem im Auftrage des Geheimen Rats schreibenden J. Chr. Reiche zum Abdruck. Aufschlußreich für Leibniz' Verfahren als politisch-juristischer Gutachter (vor allem im Vergleich mit seinen Korrekturen an Steffanis Deduktion) sind seine Ausführungen in N. 39, wo er nicht nur sein sachlich korrigierendes Eingreifen betont, sondern — wie schon früher (vgl. I, 9 N. 56), so hier erneut — ein empfindliches sprachliches Stilgefühl auch angesichts politisch-juristischer Gebrauchsprosa entwickelt: „Über dieß weilen die Expressiones und schreib-art“, bemerkt Leibniz, „mir zuzeiten nicht angestanden, und man in dergleichen aniezo delicat, habe ich mich befliessen auch hierinn durch geringe änderungen dem werck zu helffen“ (N. 39). Eine Eigentümlichkeit, die Leibniz' politischen Gutachten früherer Jahre weitgehend mangelt, tritt gleich an zwei Gutachten des vorliegenden Bandes in Erscheinung: der Zug zur Sentenz. N. 39 beginnt: „Mich düncket, es sey nicht übel gethan, daß man diejenigen so etwas verrichten sollen, die sache nach ihrem sinn (soviel thunlich) machen laße“. Und der Anfang von Leibniz' Gutachten über den Bericht des Clamor von dem Bussche über ein Gespräch mit dem Bischof von Münster (N. 49) lautet: „Man gewinnet die Leute durch das so ihnen nützlich und schädlich oder durch das was ihnen angenehm, und ihren Neigungen gemäß.“ Derartige Eingangssentenzen lassen sich vielleicht als ein Bestreben erklären, dem Gutachtengegenstand Exemplarität zu verleihen.

Möglicherweise ging es Leibniz darum, den Einzelfall unter dem Blickwinkel des Allgemeingültigen zu betrachten, gleichsam Grundregeln des Verhaltens speziell im politischen Bereich zu demonstrieren oder zu gewinnen.

Die Auseinandersetzungen zwischen Hannover und Württemberg im Zusammenhang mit der Neunten Kur gehen 1695 weiter. Sie hatten sich 1694 nach der Veröffentlichung von Leibniz' Sammelwerk *Wechsel-Schriften vom Reichs Bannier* verschärft. Leibniz, als Autor der Schrift *Vom Unterscheid zwischen dem Reichs-Haupt-Bannier und der Württembergischen Sturm-Fahne* mit der Materie ausführlich vertraut, wird wiederholt, so u. a. von Hugo (vgl. N. 23), bei der Vorbereitung hannoverscher Schritte gegenüber Württemberg als Gutachter konsultiert. Das beste Zeugnis für die hohe Wertschätzung, die Leibniz' Sachverstand zuteil wurde, gibt folgende Maßnahme Kurfürst Ernst Augusts ab: Auf Leibniz' Kritik an Limbachs *Extractus aus denen Reichs Handlungen undt dessen Kriegs Expeditionen* (vgl. N. 26) hin wurde Limbach aufgefordert, entsprechende Änderungen vorzunehmen.

Indiz dafür, welche Vertrauensstellung darüber hinaus Leibniz am hannoverschen Hof genoß, ist N. 40. Leider bleibt bei diesem interessanten, in den Zusammenhang der heiklen Königsmarckaffäre gehörigen Stück ebenso unklar, welches der Anteil von Leibniz an den Glossen zu diesem Auszug aus einer hannoverfeindlichen Darstellung ist, wie es auch unsicher ist, für wen Leibniz hier tätig wurde.

Kaum zufällig taucht übrigens im Frühjahr 1695, kurze Zeit nach dem Tod der englischen Königin Maria, ein Thema in Leibniz' Korrespondenz auf, das in den für das Haus Hannover wohl wichtigsten politischen Entwicklungszusammenhang der folgenden beiden Jahrzehnte gehört: die englische Sukzession. Befaßt haben wird sich Leibniz als interessierter politischer Beobachter mit dieser Frage gewiß seit dem Act of Settlement von 1688; spätestens jedoch seit Sommer 1689, als er in Italien Herzogin Sophies Brief vom 7./17. Juni 1689 (I, 5 N. 242) erhalten hatte. Sein Antwortschreiben indessen ist nicht überliefert. Und so bezeichnet der Brief an Stepney vom 19. März 1695 (N. 229), in dem Leibniz anfragt, ob ein durch Geburt erbfolgeberechtigter, durch seinen katholischen Glauben von der Thronfolge aber ausgeschlossener Fürst, diese dennoch antreten könne, falls er zur anglikanischen Kirche konvertiere, den greifbaren Beginn einer langjährigen, wenn auch letztlich nicht einflußreichen Tätigkeit des hannoverschen Hofrats für die hannoversche Sukzession in England.

Daß sich in Leibniz' Beziehung zur Politik die Grenzen zwischen der Rolle des Zuschauers und des Akteurs verwischen und daß diese beiden Rollen nicht einfach mit europäischer und hannoverscher Politik zu identifizieren sind, dafür ist sein Auftreten im Ver-

hälnis zwischen Hannover und Wolfenbüttel ein Beispiel. Die weiterhin zwischen beiden Welfenlinien bestehende Animosität wegen der Neunten Kur Hannovers war längst mehr als eine innerwelfische Angelegenheit. Dänemark — und hinter diesem Frankreich — nahm über Wolfenbüttel Einfluß auf die gegen Wien gerichtete Oppositionspolitik, und das während des Reichskrieges gegen Ludwig XIV. Als hannoverscher Hofrat und zugleich Direktor der Wolfenbütteler Bibliothek war Leibniz Bediensteter beider Höfe, stand also gleichsam auf der politischen Frontlinie des Zwistes. Gern glaubt man es ihm, daß er den „herzlichen wunsch zu wiederbringung der einigkeit“ hat, den er Anfang Januar 1695 Anton Ulrich in einem Gespräch beteuert, über das er Kurfürst Ernst August berichtet (N. 13). So leistet er, ein Ireniker und auch ein an politischem Handeln Interessierter, nach jenem ersten Anlauf von 1692 (vgl. I, 8 N. 64) bereitwilligst auch ein zweites Mal den bescheidenen Zwischenträgerdienst, welchen Anton Ulrich stillschweigend voraussetzte, als er Leibniz seine Bereitschaft zu verstehen gab, sich mit Ernst August zu arrangieren. Das sollte gegebenenfalls mit Hilfe einer Heirat zwischen dem Wolfenbütteler Erbprinzen August Wilhelm und einer der Töchter Herzog Johann Friedrichs geschehen. Leibniz' Wunsch, zu vermitteln, wird angesichts der Tatsache, daß er in seinem Bericht für Ernst August die versöhnlichen Tendenzen des Gesprächs besonders akzentuierte, um so deutlicher. Eine Anspielung des Wolfenbütteler Herzogs auf die Rechtspositionen der Goldenen Bulle — wenn auch „im Scherz“ getan — verschwieg er nämlich, wie aus einem Brief an Linsingen (N. 138) deutlich wird. Dort berichtet Leibniz, Anton Ulrich habe geäußert, seine Abgesandten würden auf dem Frankfurter Treffen des Fürstenvereins im Januar für die strikte Einhaltung und Erhaltung der Vorschriften der Goldenen Bulle eintreten. Er, Leibniz, habe erwidert, „sie würden es damit machen wie die Masorethen bey den Juden mit der Heiligen schrifft welche alle Punctgen des Texts gezehlet, aber des wegen mit der erklärung doch nicht zu recht kommen können“ (a. a. O.).

Ausschließlich als interessierter Beobachter, der Informationen erhält, sammelt und weitergibt, figuriert Leibniz im Kontext der Ereignisse der großen europäischen Politik. Ihre Brennpunkte liegen auch 1695 wieder auf den Kriegsschauplätzen im Westen und Osten des Reichs. Das spiegeln die Korrespondenzen mit Ballati und Boineburg deutlich wider. Sie zeigen auch, daß Leibniz mit ihnen im richtigen Moment über das geeignete Informationsinstrument verfügt. Beide Briefwechsel sind ausschließlich auf die Sommermonate konzentriert (Ballati auf Juli und September, Boineburg auf Juli, August, September), also auf die Jahreszeit, zu der man in Kriegszeiten die „Campagne“ führte. Der hannoversche Hofmann Ballati berichtet aus Linsburg, wo der Hof im September in der Sommerfrische weilt, über die neuesten, vom niederländischen Kriegsschauplatz einlaufen-

den Nachrichten. Wie wichtig es war, daß solche Nachrichten auch bei Abwesenheit des Hofes flossen, erweist sich anläßlich des entscheidenden Ereignisses des Jahres im Krieg gegen Frankreich, der Belagerung und Eroberung von Namur. Durch Ballatis Brief vom 12. September (N. 73) wurde Leibniz über die Einnahme Namurs informiert, jenes Ereignis, das auch in der übrigen Korrespondenz des Bandes ein starkes Echo findet. — Der kurmainzische Reichshofrat Ph. W. von Boineburg verfügt an seinem Aufenthaltsort Wien über die besten Voraussetzungen, um seinen früheren Lehrer Leibniz über den Krieg gegen die Türken zu unterrichten, der 1695 für die kaiserlichen Armeen einen so ungünstigen Verlauf nimmt. Boineburg ist natürlich auch ein wichtiger Kontaktmann für die Bemühungen Hannovers um Kurmainz, wo 1695 mit Lothar Franz von Schönborn nicht nur ein neuer Kurfürst, sondern auch ein (schon früher als Bischof von Bamberg) entschlossener Gegner der Neunten Kur an die Regierung gelangte.

Es liegt auf der Hand, daß Leibniz daran interessiert ist, sich seine Informationsquelle auch weiterhin zu erhalten, indem er seinen Informanten ebenfalls mit möglichst frischen Nachrichten versorgt. Ausdrücklich äußert er gegenüber Boineburg am 5. August: „Comme je ne suis pas grand Nouvelliste, je suis allé expres hier au soir à Herrnhausen ... pour voir ce que les lettres des Pays-bas porteroient, et pour avoir de quoy mander quelque chose. Madame l'Electrice me fit la grace de me donner à lire ce qu'on venoit de lui apporter entre autres la lettre que Monseigneur le Prince Christian ... lui écrivoit du siège de Namur“ (N. 416). Warum Leibniz allerdings betont: „... je ne suis pas grand Nouvelliste“, wo er doch an den neuesten Nachrichten stets interessiert war und sie auch in der Regel erhielt (vgl. Korrespondenz mit Ballati), bleibt etwas unklar.

Im Vordergrund aller Überlegungen, die die Kriegsergebnisse in Ost und West in Leibniz' Korrespondenz wecken, steht die Sehnsucht nach Frieden. „Il est à souhaitter que les souverains chrestiens pensent enfin serieusement à faire cesser cette terrible effusion de sang“ (N. 78). Der Frieden wird allerdings, wie Leibniz fürchtet, nicht zuletzt durch deutsche Eifersüchteien hinausgezögert. So äußert er dann besorgt gegenüber Cressett: „Je prie Dieu de conserver la bonne intelligence et d'empêcher que les semences des désordres que je vois en Allemagne ne produisent quelque effet dangereux“ (N. 368). — Die Hoffnung auf eine Änderung der türkischen Politik durch den Wechsel des Sultanats von Achmed II. auf Mustafa II. erweist sich als ungerechtfertigt (vgl. N. 250). Um so mehr läßt der alliierte Erfolg vor Namur die Erwartung auf Friedensanzeichen wachsen. Erwartungen, die allerdings von einiger Skepsis gedämpft sind. Denn Leibniz schreibt vorsichtig: „Il faut espérer aussi que ce succès pourra faciliter la paix“ (N. 74).

Einer verbreiteten Vorliebe seiner Zeit entsprechend (vgl. z. B. auch N. 208) hat auch

Leibniz immer wieder gern Verse geschrieben. Daß er dabei auch Ereignisse der Politik bedachtete, dafür zeugen im vorliegenden Band zwei der fünf Gedichte aus Leibniz' Feder. Abgesehen von dem Nachruf auf Rojas y Spinola (N. 276), den beiden kurzen Epigrammen auf den Tod der Wolfenbütteler Prinzessin Christine Sophie (vgl. N. 225) und den Tod der englischen Königin (vgl. N. 225, N. 229, N. 281) — mit letzterem reiht Leibniz sich in eine Vielzahl gleichzeitiger Nachrufe in Vers und Prosa ein — enthält der Band als viertes einen vielzeiligen Lobpreis Venedigs. In mehreren Fassungen überliefert, haben die Verse die Eroberung von Chios durch Venedig im Herbst 1694 zum Thema (N. 107). Dieser Lobpreis — im Januar verfaßt, wurde er durch den geschichtlichen Entwicklungsgang gleichsam nulliert, als in der zweiten Februarhälfte die Venetianer Chios wieder räumten — ist barock in seiner überladenen, teilweise dunklen und mit Gelehrsamkeit prunkenden Metaphorik. Hier präsentiert sich Leibniz als Poeta doctus. In seiner ursprünglichen lateinischen Fassung — daneben existiert eine, vermutlich für Kurfürstin Sophie verfaßte französische — ist das fünfte Gedicht des Bandes (N. 457), ein knapper Zweizeiler, voll Freude über den Erfolg der Alliierten bei Namur und nicht frei von pointierter Ironie anlässlich der Gefangenahme des Marschalls Boufflers. (Merkwürdigerweise hat Leibniz dieses Epigramm sogar nach Frankreich verschickt!) Ob Leibniz durch derartige Gedichte — ihm vielleicht nicht einmal gänzlich bewußt — eine Kontaktaufnahme zum Geschehen der großen europäischen Politik suchte, an dem tätig mitzuwirken ihm versagt war, bleibe dahingestellt. Jedenfalls äußert sich der Verfasser über die Entstehungsgeschichte seiner politischen Schöpfungen nicht ohne Selbstgefälligkeit, wenn er bemerkt, das Epigramm auf Boufflers sei ihm „tout présentement“ während des Schreibens (an Ballati, N. 78) eingefallen. Und stolz teilte Leibniz den Korrespondenten seine poetischen Produkte mit bzw. wollte sie ihnen separat zuschicken, wie sich etwa aus der nicht eben kargen Überlieferung von N. 107 und N. 457 schließen läßt.

4. Das Reunionsgespräch

Der Tod Cristobal de Rojas y Spinolas am 12. März 1695 beendete äußerlich eine Periode der Reunionsgespräche, die faktisch schon vorher zum Stillstand gekommen waren. Man erwartete in Hannover kaum noch konkrete Resultate von solchen Gesprächen. Als Rojas y Spinola im Dezember 1694 eine Reise nach Hannover angekündigt hatte, teilte Molanus Leibniz dazu sehr eindeutig mit: „Daß er intzwischen ohne mein vorwißen vnt Consens kunftig Nach Hannover nicht kommen solle, davor wil ich respondiren“ (N. 126). Auch Leibniz' letzter Brief an Rojas y Spinola (N. 104) zeigt, wie wenig weit eine sachliche Übereinstimmung gediehen war und wie eng der politische Spielraum solcher Verhandlungen

war. Nichtsdestoweniger hatte Leibniz Rojas y Spinola, dessen Grenzen er sehr wohl erkannt hatte, geschätzt, insofern er sich mit ihm wie mit wenigen in einem selbst durch lange dauerndes Ausbleiben von Erfolgen nicht zu entmutigenden Streben nach der politisch wichtigen Vereinigung der Kirchen getroffen hatte. So ist es auch zu verstehen, daß sich Leibniz, nachdem er von Rojas y Spinolas Tod erfahren hatte, mit Molanus in bezug auf künftige Gesprächspartner in der Reunionsfrage in dem resignativ-konstatierenden Urteil einig weiß: „... plerique ut scis vix capiunt verbum hoc“ (N. 258).

Nicht recht erklärbar bleibt, warum Leibniz von Rojas y Spinolas Tod zunächst aus einer Frankfurter Zeitung erfahren mußte, wobei Leibniz in Hinsicht auf die Zuverlässigkeit dieser Mitteilung berechtigte Zweifel äußerte (N. 258), während Molanus erst auf Leibniz' Anfrage hin berichtete, daß er schon vor zehn Tagen die sichere Mitteilung erhalten habe, Rojas y Spinola sei gestorben (N. 260). Molanus wie Leibniz verfassen auch sogleich jeweils ein Trauergedicht, Leibniz noch dazu einen Lebenslauf Rojas y Spinolas (N. 276 u. N. 278). Für beide Stücke läßt sich jedoch in diesem Jahr keine Verwendung nachweisen.

Leibniz' und Molanus' Sorge ist nach Spinolas Tod nun nicht so sehr darauf gerichtet, daß jetzt möglicherweise die Verhandlungen nicht weitergehen würden, sondern vor allem darauf, daß die sie betreffenden Verhandlungsunterlagen aus Rojas y Spinolas Nachlaß in falsche Hände geraten könnten. Mit diesem Anliegen wendet sich Leibniz daher auch an Reiner von Vlostorff, den Generalvikar von Wiener Neustadt (N. 31), der ihm mitteilt, er habe an den Kaiser und an den Nuntius in Wien einen Bericht vom Tode Rojas y Spinolas gesandt und erwarte nun von diesen Weisung, was mit dem Nachlaß zu geschehen habe (N. 36). Die Erwähnung des Nuntius beunruhigt Leibniz. Da er vielleicht den Eindruck hatte, daß Kurfürst Ernst August keine entsprechenden Schritte am kaiserlichen Hof in Wien unternommen habe, um den Nachlaß sicherzustellen, wandte er sich direkt an den hannoverschen Gesandten in Wien, Bodo von Oberg, um ihm sein Befremden darüber mitzuteilen, daß Vlostorff auch den Nuntius eingeschaltet habe, „ce qui pourroit faire quelque tort. Car je ne scay pas bien les veues du Nonce, et de la Cour de Rome d'apresent sur ce sujet“ (N. 451). Daß Leibniz weder den Nuntius, noch gar die päpstliche Kurie mit Rojas y Spinolas Nachlaß befaßt sehen will, zeigt, daß Leibniz Rojas y Spinola in erster Linie als den Beauftragten des Kaisers angesehen hatte. Molanus wie Leibniz mußten auch höchst interessiert sein, daß ihre weithin reichpolitisch orientierte Reunionskorrespondenz mit Rojas y Spinola aus den letzten Jahren nicht in die Hände von Innozenz XII. oder der römischen Kurie gelangte, deren frankreichfreundliche Politik beide genau kannten. Leibniz' Intervention war auch tatsächlich erfolgreich. Am 17. Oktober teilte ihm Vlostorff mit, daß Rojas y Spinolas Nachlaß auf Anordnung des Kaisers mit dessen

Siegel verschlossen wurde und jemand gesucht werde, der die Reunionsversuche fortsetzen könnte. Der Nachfolger Rojas y Spinolas als Bischof von Wiener Neustadt, Franz Anton von Buchhaim, wird bereits genannt, jedoch noch nicht in seiner späteren Funktion als kaiserlicher Beauftragter der Reunionsgespräche (N. 88; vgl. auch N. 36).

Wie wenig von seiten Frankreichs zur Frage der Reunion zu erwarten war, hatte Leibniz schon in den vergangenen Jahren einsehen müssen. Bossuet nahm auch 1695 die unterbrochene Korrespondenz nicht wieder auf. Geblieben war nur die Vermittlerin, Marie de Brinon, die jedoch kaum als Gesprächspartnerin für Reunionsfragen — zu denen ihr jede sachliche oder rechtliche Kompetenz fehlte — angesehen werden kann. Unfähig, auch nur den einfachen Unterschied von „Reunion“ und „Konversion“ zu begreifen, trat sie auch 1695 wieder mit aufdringlichen Konversionsappellen an Leibniz heran (N. 174). In einer für Leibniz ungewohnt scharfen Weise weist er diese zurück. Konversion würde für ihn bedeuten „contribuer à l'oppression des vérités salutaires“ (N. 199). Angesichts der ja nicht nur theoretischen, sondern auch ebenso praktisch-politischen Intoleranz der Gegenseite richtet Leibniz, der genau wußte, daß M. de Brinon seine Briefe weitergab, nun seinerseits an diese die Aufforderung zu selbstkritischer Reflexion: „... à mon tour je vous prie pour l'amour de Dieu, de considerer vous même, vous et vos amis, si vous n'estes pas dans un estat tres dangereux“ (N. 199). Die Unvereinbarkeit der Standpunkte kommt nochmals deutlich heraus, als M. de Brinon, die sich für ihre Antwort hatte beraten lassen, auf die Protestanten wiederum den unmodifiziert gebliebenen Begriff der „Häretiker“ anwendet, während Leibniz, ausgehend vom Begriff einer „communion de charité“, erwidert: „... les agresseurs sont ceux qui condamnent les autres“ (N. 298). Obwohl dieser Brief vermutlich nicht abgegangen ist, erscheint er wichtig zum Verständnis der Gründe, die Leibniz dafür hatte, zu diesem Zeitpunkt trotz seiner wiederholten Anfragen bezüglich einer Antwort Bossuets auf Molanus' *Explicatio ulterior* kaum noch eine echte Möglichkeit einer sinnvollen Fortsetzung der Reunionsgespräche mit seinen französischen Gesprächspartnern zu sehen. Die Behauptung, allein im Besitz der Wahrheit zu sein, läßt keinen Raum auch nur für ein unvoreingenommenes Verstehen der Auffassung der anderen. Aber selbst eine echte Diskussion der eigenen Geschichte scheint bei einer solchen Haltung kaum möglich. In dem an M. de Brinon wahrscheinlich abgegangenen Brief weist Leibniz nur kurz darauf hin, daß jede Behauptung, die davon ausgeht, daß sie die Tradition für sich und gegen andere beanspruchen zu können meint, eine auf genauer historischer Forschung beruhende Legitimation erfordern würde (N. 340). Leibniz geht auf diese Frage jedoch gar nicht weiter ein, da er die Auffassung vertritt, daß es jetzt an Bossuet liege, erst einmal zu dem schon vorgelegten Material Stellung zu nehmen. Leibniz äußert — allerdings

in anderem Zusammenhang — die Vermutung, daß Bossuet für strenge historische Forschung und Begründung überhaupt nicht kompetent sei. So schreibt er an Spanheim anlässlich einer Bemerkung bezüglich der Angriffe Bossuets gegen Richard Simons *Histoire Critique*: „Je ne sçay si ce prelat est aussi propre à écrire des matieres de Critique que de traiter les controverses, dont l'étude à mon avis ne demande que du jugement et de l'adresse; au lieu que les matieres de Critique veulent encor de plus une grande lecture, et beaucoup de connoissances“ (N. 453).

Leibniz sieht genau den sachlichen Zusammenhang von religiöser Toleranz und historischer Forschung. So versteht sich sein Interesse, an der in seinem mittelbaren Einflußbereich gelegenen Universität Helmstedt bei Neubesetzungen an der theologischen Fakultät Professoren zu finden, die in gleicher Weise durch Toleranz wie durch historische Kompetenz ausgewiesen sind. Leibniz wünscht dabei eine Fortsetzung jener Richtung, die an der Helmstedter Universität in Georg Calixt ihren bedeutendsten Vertreter gehabt hatte, die also bekannt war „wegen ihrer gründlichen und glimpflichen doctrin und Lehrart, auch ob reverentiam genuinae antiquitatis“ (N. 3). In dieser Absicht setzte sich Leibniz für die Berufung von J. A. Schmidt als Kirchenhistoriker ein, den er auch als Korrespondenzpartner schätzte.

Damit ist jedoch nicht schon gesagt, daß Leibniz für sich selbst einfach die theologische Linie des Protestantismus akzeptiert hätte, wie sie von der gemäßigten Gruppe der Calixtiner vertreten wurde. In Reunionsverhandlungen kann zwar Leibniz mit Molanus Vertreter einer solchen theologischen Position sein, er will jedoch dabei in erster Linie als Interpret tätig sein — und kann dies auch —, aber möglicherweise gerade deshalb, weil er die berechtigten Anliegen der Protestanten begreift und so verteidigen kann, ohne deshalb schon prinzipiell Partei zu sein. Leibniz selbst denkt in prinzipiellen Fragen auf einer Ebene, die jenseits oder vor konfessionellen Grenzen liegt. Dies zeigt sich auch zum Beispiel an einer kurzen Stellungnahme, die er für die Herzogin Benedicte zu der kontrovers-theologischen Frage der Heilsgewißheit abfaßt. Er stellt dort beide Positionen dar und meint schließlich sagen zu können: „Il suffit donc icy d'avoir le même degré de certitude humaine, qu'on juge suffisant dans les actions ordinaires de la vie“ (N. 243). Die Suche nach dem entsprechenden und ausreichenden Grad der „certitude humaine“, die hier an einem einzelnen theologischen Problem sichtbar wird, bestimmt Leibniz' Denken ganz prinzipiell, und zwar so, daß dies weder mit dem orthodoxen Protestantismus, noch mit dem tridentinischen Katholizismus zur Deckung gebracht werden kann.

M. de Brinon, die dabei nur die Meinung eines anderen und schärferen Beobachters wiedergibt, trifft daher etwas Richtiges, wenn sie meint, daß eine echte Vereinigung mit der

Kirche (wobei hier natürlich die katholische Kirche gemeint ist) nicht möglich ist, „tant que l'esprit de l'homme agiroit en philosophe plus qu'en vray chretien“ (N. 174). Leibniz weist zwar den Vorwurf religiöser Indifferenz zurück, insistiert aber gegenüber dem Ge-währsmann M. de Brinons auf dem Recht des philosophischen Denkens angesichts jedes partikulären, auf Autorität begründeten Wahrheitsanspruches: „Il a peutestre entendu une philosophie de secte, mais je suis tres eloigné de cette maniere de philosopher. Car c'est proprement estre dans une secte, quand on donne trop à l'autorité des hommes, et à la cabale d'un certain parti“ (N. 199). In der Auseinandersetzung mit theologischen Auffassungen führt Leibniz immer wieder das jedenfalls als kritische Instanz gebrauchte Prinzip „La véritable philosophie ne permet point ...“ (vgl. N. 14) an. Dieses Prinzip muß jedoch richtig verstanden werden. Leibniz lehnte etwa den Sozinianismus durchaus ab und meinte, mit seiner Methode eine echte und nicht verkürzende Übereinstimmung mit der protestantischen Theologie und — allgemeiner — mit dem Christentum als wahrer Religion nachweisen zu können. Dafür liefert etwa das *Skeleton demonstrationis*, in dem sich Leibniz mit der Frage der Trinitätstheologie beschäftigt, ein gutes Beispiel (N. 163). Aber auch hier wird der philosophische Vorbehalt eingeführt: „Ubi de periculo salutis agitur, proprietas verborum Dei sensusque Ecclesiae vere catholicae non debent deseriri sine manifesta necessitate“ (N. 163). Die Annahme der prinzipiellen Möglichkeiten einer solchen „manifesta necessitas“ setzt jedoch eine formale Distanz zu dem interpretierten Lehrgehalt, die auch bei einem material das Vorgegebene bestätigenden Resultat der Analyse nicht aufgehoben ist.

Daß zwischen der „veritable philosophie“ und dem Christentum nicht nur keine letzte Unverträglichkeit bestehe, sondern sogar eine letzte Übereinstimmung bestehen müsse, war für Leibniz eine Grundvoraussetzung seines Denkens, denn „la Religion chrestienne est véritable“, woran für ihn kein Zweifel bestehen konnte (N. 298). Und da für Leibniz der Wahrheitsbegriff einheitlich war und keine Theorie einer doppelten Wahrheit in Frage kam, lag hier die eigentlich relevante Frage. Denn daß diese Übereinstimmung zwischen der „veritable philosophie“ und dem Christentum — als einer und sogar der „veritable religion“ — zu seiner Zeit nicht außer Zweifel stand, hatte Leibniz als die Herausforderung erkannt, von deren Beantwortung die Zukunft des Christentums und der mit diesem verbundenen Kultur abhing. Vor der Aufgabe, diese entscheidende Übereinstimmung zu erweisen, mußten für Leibniz die Versuche der Herstellung einer Übereinstimmung zwischen den Konfessionen, so wichtig diese auch als praktisch-politische Aufgabe waren, auf der theoretischen — und für die Zukunft ebenso eminent praktischen — Ebene als nur vordergründiges, zweitrangiges Problem erscheinen.

5. Arbeit an Editionen

Daß man in Leibniz' Briefwechsel verhältnismäßig wenig über sein privates Leben erfährt, überrascht nicht, wenn man sich vergegenwärtigt, nach welchen Gesichtspunkten er den Wert eines Lebens einschätzte. In einer in den Arbeitsunterlagen der Akademie-Ausgabe auf April 1676 datierten Reflexion heißt es: „Vitae magnitudo non nisi a multitudine actorum aestimari potest. Ne comptions pas les ans, les gestes font la vie“, dit Ronsard, dans le Poème sur la mort de Charles IX.“ (Grua, *Textes*, 1948, S. 572). Der Berichtszeitraum dieses Bandes ist allerdings weniger gekennzeichnet durch geniale Entdeckungen, als vielmehr durch das ordnende Ausarbeiten von bereits Vorliegendem (vgl. N. 250 u. N. 402). Die vielen dienstlichen Verpflichtungen (vgl. S. XXVIII f.), die Krankheit, welche ihn zwang, längeres und angestrengtes Nachdenken zu meiden (vgl. S. XXXVI), und die Fülle der gesammelten Entdeckungen und Erkenntnisse ließen ihm kaum Zeit, sich neuen Themen zuzuwenden. „Habeo vero tam multa nova in mathematicis, tot cogitationes in philosophicis, tot alias literarias observationes, quas vellem non perire, ut saepe inter agenda anceps haream“, schreibt er am 5.(15.) September an den Hamburger Professor Vinzenz Placcius (*Opuscula*, 6, 1, S. 59).

Im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Tätigkeit stehen in dieser Zeit Arbeiten an verschiedenen Editionsprojekten. „De caetero nihil aliud quam cimelia rariora literaria ... cum publico communicare possum“, schreibt Leibniz an seinen Halbbruder (N. 179). Er hatte bei der Erforschung der Welfengeschichte eine große Zahl veröffentlichter und unveröffentlichter historischer Quellen durchgesehen und hegte bereits 1692 die Absicht, einige der nur handschriftlich überlieferten Werke zu veröffentlichen (vgl. I, 7 N. 50), damit sie gleichzeitig als „preuve à nostre Histoire“ und als „Spicilegium à l'égard de l'Histoire générale“ (I, 8, S. 10) dienen könnten. Hiermit wollte er „fontes ipsos aperiri, ut unusquisque inde haurire, et puros latices a rivis subinde turbidioribus discernere possit“ (*Accessiones historicae*, Praef. S. 4). Es war ein weiter Weg von der ersten Mitteilung dieses Planes in einem Brief an den hannoverschen Vizekanzler Ludolf Hugo im Januar 1692 (I, 7 N. 50) bis zur Verwirklichung wenigstens eines Teils dieses Vorhabens in den *Accessiones historicae* (1698) und den *Scriptores rerum Brunsvicensium* (1707–1711); einige der von ihm gesammelten Quellen wurden erst nach seinem Tode von seinem Amtsnachfolger, J. G. Eckhart, in den *Scriptores medii aevi*, andere von Chr. L. Scheid(t) in den *Origines Guelficae* herausgegeben.

Zunächst als ein Band in Folio geplant, sollten die bereits im Leipziger Meßkatalog von Herbst 1694 angekündigten *Accessiones historicae* noch im Laufe des Jahres erscheinen

(vgl. N. 164). Am 10. Januar 1695 konnte Leibniz' Bediensteter Georg Heinrich Kölbing berichten, ein Manuskript (vermutlich das der *Accessiones*, vielleicht aber auch das des 1696 erschienenen *Specimen historiae arcanae sive Anecdota de vita Alexandri VI. Papae*, vgl. zum *Specimen* N. 133) sei dem Auftrage gemäß paginiert und rechtzeitig an den Verleger Nicolaus Förster geliefert worden (N. 8). Aber es fand sich nicht so schnell ein Buchdrucker für das umfangreiche Werk (vgl. N. 135), und einige der vorgesehenen Texte waren noch unvollständig. Ende August berichtet Leibniz' Schreiber Heinrich Christoph Domeier, er sei noch mit der „revidirung“ der Manuskripte beschäftigt, was sich vielleicht ebenfalls auf die *Accessiones* bezieht (N. 64). Davon abgesehen unterlagen auch Leibniz' Pläne für die Konzeption und den Inhalt der Editionen mannigfachen Schwankungen. Ein ausführliches Verzeichnis des Inhalts findet sich in N. 100. Aufnehmen wollte Leibniz unveröffentlichte Geschichtsschreiber des deutschen Mittelalters (vgl. N. 250, N. 173, N. 404 u. N. 484); nach einigen Äußerungen möchte er jedoch eine verbesserte Ausgabe des Thietmar von Merseburg, dessen Manuskript er bereits vor vielen Jahren von Papebroch erhalten hatte, als Anhang hinzufügen (vgl. N. 250 und an Claude Nicaise, 1./11. Oktober 1694, Gerhardt, *Philos. Schr.*, 2, 1879, S. 551). Zu dieser Zeit war das Projekt der *Scriptores restituti* noch nicht zu einem selbständigen Plan herangereift. Die Autoren, die später zu den *Accessiones* zusammengefaßt werden sollten, werden bereits in der Korrespondenz des Jahres 1695 erwähnt. Vorgesehen waren jedoch zeitweise auch andere Schriftsteller, worüber die verschiedenen Entwürfe des Inhaltsverzeichnisses der *Accessiones* (HANNOVER, Niedersächs. Landesbibl., Ms XIII, 762) Zeugnis abgeben. In einigen Briefen (N. 100 u. 102) führt Leibniz des Ricobaldus von Ferrara *Pomoerium* als vorgesehene Schrift an. Leibniz hatte kurze Zeit den Plan, die *Accessiones* mit Paullinis Höxterscher und Hildesheimer Chronik zusammen in einem Bande herauszugeben (vgl. N. 143). Als er erfuhr, daß die Chroniken bereits von Paullini zum Druck gegeben waren, ließ er den Plan fallen (vgl. N. 159).

Der wichtigste Lieferant für Texte war Gerhard Meier. Wie aus N. 173 hervorgeht, hatte Leibniz von ihm die *Regula Capituli Sti Willehadi*, eine mittelalterliche Handschrift, in welcher sich auch eine Fassung des *Chronicon Bremense* befand, ferner das *Breve chronicon Ecclesiae Trevirensis* und eine Handschrift des Johannes Vitoduranus erhalten. Leibniz mußte jedoch feststellen, daß die Abschrift des Johann von Winterthur mit dem Jahre 1277 abbricht, während er aus Isaac Vossius' *De scriptoribus linguae latinae* wußte, daß das Werk bis 1348 reicht. Aus Vossius' Werk war ihm auch bekannt, daß in der Wolfenbütteler Handschrift der Anfang des *Chronicon* von Albericus Monachus Trium Fontium fehlen mußte. Als Fundort der beiden Werke hatte Vossius das Kloster St. Gallen angegeben. Deshalb bat Leibniz den Mathematiker Joh. Bernoulli in Basel, sich für ihn um Ab-

schriften der fehlenden Teile zu bemühen (vgl. an Joh. Bernoulli, 28. Februar/10. März 1695, Gerhardt, *Math. Schr.*, 2, 1855, S. 168f.); aber Bernoullis Bemühen blieb ohne Erfolg (vgl. Bernoullis Brief, 8./18. Juni 1695, ebd., S. 179). Die Anfrage an Etienne Baluze, ob ihm nicht ein vollständigeres Manuskript des Johannes Vitoduranus bekannt sei (N. 467), blieb ohne Antwort. Auf Leibniz' Bitte erkundigte sich der Schriftsteller Germain Brice nach der Handschrift des Albericus Monachus in der Bibliothek des Collège de Clermont, doch diese Abschrift war offensichtlich nach derselben Vorlage gefertigt wie die Leibnizsche (vgl. N. 410 u. N. 508). Leibniz hat die fehlenden Teile des Johannes Vitoduranus auch in den folgenden Jahren nicht erhalten. Vom *Chronicon* des Albericus Monachus konnte er hingegen später das Original in den Niederlanden für 20 Taler kaufen (vgl. Tagebucheintragung vom 21. April (1. Mai) 1697, Pertz, *Werke*, I, 4, 1843, S. 224).

Als zweites Editionsvorhaben begegnen die *Scriptores rerum Germanicarum antiquiores qui lingua Germanica scripsere* (vgl. N. 484). Über den vorgesehenen Inhalt berichtet Leibniz dem Helmstedter Professor Hermann von der Hardt und bittet ihn, mit dem Halberstädter Buchhändler Christian Gentsch über das Verlegen des Bandes zu verhandeln (N. 484). Doch auch hier ist eines der Leibniz vorliegenden Manuskripte (Eberhard Windisch, *Leben König Sigmunds*) unvollständig. Der hannoversche Resident in Wien, Daniel Erasmi, wird beauftragt, das Fehlende aus der Hofbibliothek des Kaisers zu beschaffen (vgl. N. 432). Dieser Publikationsplan ist ebenfalls nicht verwirklicht worden.

Stehen die beiden behandelten Editionsvorhaben im Dienste der Geschichtswissenschaft, so möchte Leibniz mit einem dritten Vorhaben die Interessen des Reiches in den politischen Auseinandersetzungen seiner Zeit publizistisch unterstützen. Leibniz hatte bereits vor seiner Italienreise in der Wolfenbütteler Bibliothek eine Sammlung von Verträgen der französischen Krone (vgl. N. 192) und einen Band mit Berichten französischer Gesandter aus der Türkei durchgesehen und exzerpiert. Er hatte schon früher eine Veröffentlichung dieser Dokumente für wünschenswert gehalten (vgl. I, 7 N. 193), damit man „expressam imaginem rerum Gallo-Turcarum, non ex conjecturis, sed ipsis Actis sumtam“ habe (I, 5, S. 346). Dieser Plan ist geprägt durch die politische Einstellung, die auch in Leibniz' ironischer Bemerkung zu dem Titel *La Turquie Chrestienne sous la puissante protection de Louys le Grand* zum Ausdruck kommt. Leibniz merkt an, der Titel passe nicht gut zur französischen Politik, weil er wünschen lasse, Frankreich möge nur die christliche Türkei schützen, während es doch in Wirklichkeit auch die nichtchristliche Türkei schütze (vgl. N. 281 u. 404). Leibniz hatte seinen Freund W. E. von Tschirnhaus beauftragt, mit dem Leipziger Verleger Thomas Fritsch über den Editionsplan zu verhandeln (vgl. N. 127 u. N. 164); aber auch dieser Plan ist nicht durchgeführt worden.

Leibniz äußert außerdem die Absicht, Texte berühmter Persönlichkeiten zu veröffentlichen (vgl. N. 296). Er denkt dabei u. a. an Briefe von Pelisson, von Seckendorff und Thevenot (vgl. H. Basnage de Beauvals Brief vom 15. Januar 1694, Gerhardt, *Philos. Schr.*, 3, 1887, S. 108) und unveröffentlichte Schriften von Galilei, Descartes, Campanella, Valerianus Magnus und Pascal (vgl. an Placcius, 27. März (6. April) 1696, Dutens, *Opera*, 6, I, 1768, S. 69). Auch dieses Werk ist nicht erschienen.

Breiten Raum nimmt in der Korrespondenz wieder der *Codex juris gentium diplomaticus* ein. 1694 waren dem Rotterdamer Buchhändler Reinier Leers Exemplare des Werkes geliefert worden. Eine Anzahl hatte er mit nach Paris genommen, um sie in Leibniz' Auftrag zu verteilen (vgl. I, 10 N. 370). Als der soeben vom schwedischen König in den Freiherrenstand erhobene brandenburgische Hofhistoriograph Samuel von Pufendorf nach Schweden reiste, um das Manuskript seines Werkes *De rebus a Carolo Gustavo Sueciae Rege gestis* abzugeben, hatte er zwei Exemplare (eins für den König und eins für den Reichskanzler Graf Oxenstierna) mitgenommen (vgl. I, 10 N. 264). Der Professor der Wolfenbütteler Ritterakademie Gui Leremite dit Candor nahm wohl Exemplare auf seine Reise nach England mit (vgl. N. 240). Die Adressaten zögerten nicht; für dieses Geschenk Dank zu sagen, und sparten nicht mit anerkennenden Worten für das Werk, für das sich nicht nur Historiker, sondern auch Juristen und Politiker interessierten. Besonders erfreut dürfte Leibniz über die freundliche Aufnahme, die der *Codex* bei dem Londoner Historiker Thomas Smith (N. 240), bei dem Diplomaten Simon de La Loubère (N. 251) und bei dem Jesuiten Antoine Verjus und dessen Bruder (N. 249) gefunden hat, gewesen sein (vgl. Brief an Henri Basnage de Beauval, 3./13. Januar 1696, Gerhardt, *Philos. Schr.*, 3, 1887, S. 120). Im Gegensatz dazu war der Verleger Ammon mit dem Verkauf des *Codex* nicht zufrieden (vgl. I, 10 Einleitung, S. LXIf.). Schwierig gestalteten sich u. a. wegen der französischen Einfuhrbestimmungen die Verhandlungen mit Buchhändlern, die das Werk in Frankreich vertreiben sollten (vgl. N. 345 u. N. 351). Leibniz legte vor allem deshalb großen Wert auf einen möglichst zügigen Verkauf, weil eine holländische Verlegergruppe eine umfangreiche Sammlung von Verträgen, den *Recueil de Traitez de paix*, welcher 1700 in vier Bänden bei Adriaan Moetjens erschien, angekündigt hatte. Leibniz, der von diesem Plan gehört hatte, war bereit, an dem Werk mitzuarbeiten (vgl. N. 192, N. 262 u. Leibniz an H. Basnage de Beauval, Frühjahr 1694, Gerhardt, *Philos. Schr.*, 3, 1887, S. 111). Die Herausgeber nahmen dieses Angebot gern an (vgl. N. 212). Sie wollten Leibniz' *Codex* in ihre Sammlung aufnehmen und batzen ihn, ihnen das weitere ihm zur Verfügung stehende Material zu überlassen (vgl. Basnages Brief vom 19. April 1695, ebd., S. 115). Zur Zusammenarbeit kam es jedoch nicht, weil Leibniz zur Bedingung machte, daß der *Codex* unverändert nachgedruckt werde,

damit der Charakter seiner Auswahl erkennbar bleibe (vgl. N. 262, N. 348 u. an Basnage, 20./30. Juni 1695, ebd., S. 116f.), während die Verleger zwar bereit waren, Leibniz' Einleitung zu übernehmen, aber die einzelnen Stücke des *Codex* in die chronologische Ordnung ihres Werkes einfügen wollten (vgl. Brief an Papebroch vom 23. Dezember 1695, Druck in I, 12).

Ermuntert durch das freundliche Echo, das der *Codex* bei Gelehrten gefunden hatte, sammelte Leibniz weiter für Fortsetzungsbände. Vorgesehen waren drei Bände, je ein Band für Urkunden des 16. und des 17. Jahrhunderts sowie ein Band mit Nachträgen für den gesamten Zeitraum (vgl. N. 187 u. N. 348). Als nächster sollte der Band mit Dokumenten des 16. Jahrhunderts erscheinen (vgl. N. 164). Die Briefwechsel, die über das Beschaffen von Urkunden handeln, sind im Themenverzeichnis (S. LXV) angegeben. Hier können nur einige Urkunden hervorgehoben werden. Nach N. 356 erhielt Leibniz von Carl August von Alvensleben Magdeburger Urkunden; Thomas Rymer übersandte ein Privileg Kaiser Ottos IV. für die Bewohner der Insel Oléron, durch welches Leibniz erfuhr, daß Otto den Titel „Dux Aquitaniae“ führte (vgl. N. 403), sowie weitere Urkunden (vgl. N. 403, N. 193, N. 240 u. N. 475); der Président au Parlement de Franche-Comté, Boisot, kündigte Urkunden und Urkundenverzeichnisse an (vgl. Brief an Claude Nicaise, 24. September (4. Oktober) 1695, Gerhardt, *Philos. Schr.*, 2, 1879, S. 553f.). Leibniz selbst fand bei den Recherchen in St. Blasien in Braunschweig eine leider von uns bisher nicht sicher identifizierte Urkunde, die man sehr hoch einschätzte (vgl. N. 145); und der Celler Archivar Christian Schrader war beauftragt, Urkunden zu sammeln (vgl. vor allem N. 5, N. 17 u. N. 44). Thomas Burnett (vgl. N. 296) und das Mitglied des Rates von Delft, Hendrik van Bleiswyck (vgl. N. 297), wurden gebeten, sich u. a. nach niederländischen Urkunden umzusehen. Leibniz interessierte sich besonders für den Subsidienvertrag zwischen König Heinrich IV. von Frankreich und den Generalstaaten (vgl. dazu N. 261), für den Vertrag von Speyer über den Sundzoll aus dem Jahre 1544 (N. 261; erhalten als Beilage zu N. 474), auf welchen er durch R. Molesworths *An Account of Denmark* aufmerksam geworden war (vgl. I, 10 N. 16), und eine (allerdings nicht existierende) Bulle, in der Papst Pius V. der englischen Königin zugesichert habe, „se sacrorum Anglicanorum ritus ac ceremonias, Bibliam etiam ac communium Precationum librum, autoritate sua confirmaturum, si rursus eam agnosceret Angliae Regnum“ (N. 188; vgl. N. 296). Es ist leicht verständlich, weshalb diese Bulle Leibniz besonders wichtig war, denn sie hätte ihm — ähnlich wie andere in der *Mantissa Codicis juris gentium diplomatici* (1700) veröffentlichte Schriftstücke — historische Argumente in der Diskussion um die Reunion der christlichen Bekenntnisse liefern können.

Leibniz' Bitte um Material für den *Codex* wurde jedoch nicht von allen entsprochen.

So blieben die Versuche, aus Schweden Urkunden zu erhalten, in dieser Zeit ohne Erfolg. Der Gesandte in Stockholm, Gustav Daniel Schmidt, vermutete, Samuel von Pufendorf habe in entsprechender Weise interveniert (vgl. N. 116). Ob diese Vermutung berechtigt war, läßt sich nicht entscheiden. J. J. J. Chuno konnte berichten, daß der Minister Danckelman aus einer für Leibniz bestimmten Sendung eine Urkunde herausgenommen habe, weil eine Veröffentlichung mit den politischen Plänen Brandenburgs nicht übereinstimme (vgl. N. 176 u. N. 186).

Im Berichtszeitraum dieses Bandes hat Leibniz außerdem historische Quellen erhalten, die keinem der oben genannten Projekte mit Sicherheit zugeordnet werden können. Von Heinrich Avemann erhielt er eine Pergamenthandschrift alter Ordnungen der Stadt Braunschweig und ein Verzeichnis des Welfenschatzes, welche Leibniz später in die *Scriptores rerum Brunsvicensium* aufnahm (vgl. N. 145, N. 233 u. N. 517), sowie eine Handschrift mit friesischen Sprachzeugnissen. Ein wichtiges Thema der Korrespondenz mit Joh. Andreas Schmidt ist der Ankauf von historischen Handschriften aus dem Nachlaß von Caspar Sagittarius, mit welchem Leibniz selbst korrespondiert hatte.

6. Vergleichende Sprachwissenschaft

Die Korrespondenz des Jahres 1695 gibt keine genaue Auskunft darüber, wieweit Leibniz in dieser Zeit die Arbeiten an der Welfengeschichte fortgeführt und an welchen Teilen er gearbeitet hat. Leibniz erwähnt jedoch in einem Schreiben an Kurfürst Ernst August, er habe aufgrund seines Gesundheitszustandes sich dem Opus historicum nicht so widmen können, wie er es sich vorgenommen hatte (S. XXXVII). Die anlässlich der Hochzeit Rinaldos III. von Modena mit der Prinzessin Charlotte Felicitas im November 1695 erschienene kleine Schrift, *Lettre sur la Connexion des Maisons de Brunsvic et d'Este*, beruht auf Leibniz seit langem bekannten Forschungsergebnissen; sie ist nicht das Ergebnis neuer Forschungen. Das im Briefwechsel dieses Bandes zu beobachtende wachsende Interesse an der Erforschung der Sprachgeschichte steht jedoch offensichtlich in enger Verbindung mit Leibniz' Arbeiten an den *Annales imperii occidentis Brunsvicenses*. Der erste Teil, welcher die Geschichte der Natur und des Lebensraumes der welfischen Gebiete zum Gegenstand hat, die allerdings erst 1749 posthum erschienene *Protogaea*, war spätestens seit Ende 1694 fertig (vgl. I, 10 N. 67). Als zweiter Teil sollte die Frühgeschichte des Landes unter dem Titel „*Migrationes Gentium*“ abgehandelt werden. Für diese Epoche der Menschheitsgeschichte, aus welcher schriftliche Quellen nicht überliefert sind, ist nach Leibniz' Überzeugung die Sprache das wichtigste historische Zeugnis. „*Certum est nihil majorem ad antiquas populo-rum origines indagandas lucem praebere, quam Collationem Linguarum*“ (N. 125). Denn

Sprachverwandtschaft ist nach ihm ein sicheres Zeichen für die Herkunft und Wanderung der Völker (N. 493). „Latent adhuc thesauri quidam in eo argumento ... ad origines populo-rum noscendas“ (N. 482). So habe man anhand der Sprache nachweisen können, daß Abessinien von Arabern besiedelt worden sei (vgl. N. 334). Wie viele Gelehrte seiner Zeit betrachtete auch Leibniz die Bibel — zumindest in großen Teilen — als Geschichtswerk und vertrat deshalb die These vom monogenetischen Ursprung des Menschengeschlechtes. Die Erforschung der „harmonia linguarum“ dient daher zwei Aufgaben: „... tum ad origines populorum noscendas, tum ad confirmandam Scripturae Sacrae veritatem, quae docet Genus humanum ab uno esse stipite“ (N. 482). Leibniz übernahm auch die aus der Bibel entlehnte Einteilung der Sprachen nach den drei Söhnen Noahs. Nach seiner Meinung war der aus Vorderasien nach Skythien gewanderte Japhet der Stammvater auch der europäischen Völker. Leibniz hat sich zwar für die Erforschung aller Sprachen eingesetzt — so regte er an, man möge der Sprache Ceylons Beachtung schenken (N. 296) —, aber sein Hauptinteresse galt der Erforschung der Sprachen Vorderasiens und Skythiens. Denn er war der Überzeugung, wenn man diese Sprachen genau miteinander vergleiche und „per gradus“ vorgehe, „fortasse melius Scythica cum Ebraicis connecterentur. Credibile ... omnia esse ex eodem fonte. Etsi forte originalis lingua amplius non extet“ (N. 184). Obgleich damit auch die Auffassung derer, die das Hebräische für die Ursprache der Menschheit hielten, abgelehnt wurde, war Leibniz der Überzeugung, daß sich im Hebräischen und den anderen Sprachen dieser Familie besonders viel Ursprüngliches erhalten habe (N. 103). Leibniz beherrschte zwar keine semitische Sprache, er verfolgte jedoch die Forschungsergebnisse der Orientalistik mit wachem Interesse. So begrüßte er, daß durch Abraham Hinckelmanns und Lodovico Marraccis Bemühen der Koran der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde (vgl. dazu N. 98). Kaspar Neumanns These, die Wurzeln des Hebräischen beständen aus zwei, nicht aus drei Buchstaben, nahm Leibniz mit Interesse, wenn auch mit Vorbehalten zur Kenntnis (vgl. N. 103). Leibniz war ferner verschiedentlich — u. a. durch I, 10 N. 425 — auf den Breslauer Orientalisten Andreas Acoluthus aufmerksam geworden. Dessen ‚egregium inventum‘ (N. 493; vgl. N. 250), die ägyptische Sprache sei mit der armenischen identisch, erweckte sein stärkstes Interesse. Über Molanus ließ er anfragen, in welcher Beziehung das Armenische zum Arabischen, Persischen, Türkischen und Georgischen stehe (N. 359). Er konnte dabei auf zwei Stellen bei Herodot und Valerius Flaccus, die Acoluthus' Auffassung zu bestätigen scheinen, hinweisen; beide Autoren berichten nämlich, die Kolcher seien eine Kolonie der Ägypter (vgl. N. 428). Acoluthus antwortete durch N. 438, indem er seine These anhand einiger Wörter erläuterte, und schickte ein Vaterunser in armenischer Sprache mit. Doch diese Beispiele überzeugten

Leibniz' kritisch geschulten Geist nicht. Er merkte an: „*Scis enim quam proclive sit quidvis ex quavis lingua exculpere, si genio indulgeamus: Goropii, et Rudbeckii*“ (N. 493). Er führte Beispiele wirklich verwandter Wörter an und fragte nach der Beziehung zwischen dem Kolchischen und dem Georgischen seiner Zeit und den germanischen Sprachen. Damit Acoluthus, der das Georgische nicht beherrschte, diese Frage beantworten konnte, exzerpierte er ein georgisches Wörterbuch. Dieser Brief ist jedoch in der Berichtszeit unbeantwortet geblieben.

Die Frage nach den Verwandtschaftsbeziehungen zwischen den Sprachen der europäischen und sibirischen Völker ist eng verknüpft mit der Frage nach der Herkunft und der Wanderung dieser Völker. Leibniz lehnte die Auffassung von Historikern wie dem Schweden Olaus Rudbeck, welche die Urheimat der Germanen in Skandinavien glaubten finden zu können, entschieden ab (vgl. N. 153). Nach seiner Meinung ist die Heimat der europäischen Völker in Scythien zu suchen; denn ‚*Scythia est vagina gentium*‘ (I, 8, S. 262; vgl. auch N. 149, N. 493). „... nos peuples Germaniques et apparemment aussi les Celtes sonst venus de la Scythie; et ... les Scythes ont inondé l'Europe et l'Asie plus d'une fois“ (N. 334). Diese These stützte sich vor allem auf die Berichte über germanische und finno-ugrische Sprachinseln in Rußland und Sibirien (vgl. N. 323, N. 324 u. N. 402). Schon früher hatte Leibniz z. B. den Mathematiker am polnischen Königshof, Adam Adamandus Kochański (vgl. I, 7 N. 267; vgl. auch N. 402), und den Bürgermeister von Amsterdam, Nicolaas Witsen (I, 10 N. 211), um Informationen über Sprachen Osteuropas und Sibiriens und um Sprachproben gebeten; aber Kochański konnte Leibniz' Wünsche nicht erfüllen (vgl. N. 205), und Witsens Überblick (I, 10 N. 268) war ihm offensichtlich nicht detailliert genug. Leibniz versucht deshalb, über andere Briefpartner die gewünschten Nachrichten zu erhalten. Zu diesem Zweck entwarf er den Fragebogen *Desiderata circa linguas quorundam populorum* (N. 125) und verschickte ihn im Jahre 1695 mit geringfügigen Variationen an den hannoverschen Geschäftsträger in Wien, Bodo von Oberg (vgl. N. 124), an J. J. J. Chuno in Berlin (vgl. N. 205) und an den Jesuiten Antoine Verjus (vgl. N. 334). Der Fragebogen sollte Diplomaten, Kaufleuten, Missionaren und Reisenden mit entsprechenden Kenntnissen vorgelegt werden. Die Befragten sollten über die Sprache Auskunft geben und auch Proben (u. a. das Vaterunser) niederschreiben. Als Antwort erhielt Leibniz ein Schreiben, in dem der kaiserliche Dolmetscher, Johann Baptist Podesta, aufgrund arabischer Geschichtsquellen eine Übersicht über die Sprachen des südlichen Rußlands gibt (N. 302), und Sprachproben eines Siebenbürgers (N. 303). J. J. J. Chuno verschaffte Leibniz eine Abschrift der wahrscheinlich von Ferdinand Verbiest verfaßten *Elementa linguae Tartaricae* (vgl. N. 443) und weitere Informationen über die Sprachen und Völker

Rußlands, die er selbst von dem brandenburgischen Gesandten in Moskau, Johann Reyer, und dem Abt des Klosters Oliva, J. Hacki, erhalten hatte.

Ein weiteres Thema, dem Leibniz besondere Aufmerksamkeit schenkte, war der Zusammenhang zwischen den germanischen und den keltischen Sprachen (Irisch und Gälisch). Er bat den englischen Historiker Thomas Smith um Auskünfte über die Besonderheiten dieser Sprachen (vgl. N. 188). Gabriel d'Artis stellte ein Vaterunser in bretonischer Sprache in Aussicht (vgl. N. 295 u. N. 332).

Die Erforschung der Geschichte der deutschen Sprache ist ein zentrales Thema der Korrespondenzen mit Gerhard Meier, Huldreich von Eyben und Hiob Ludolf. Wie in den vorhergehenden Jahren, so nahm Leibniz auch 1695 regen Anteil an Meiers Arbeiten an dem Lexikon der niedersächsischen Sprache. Leibniz lieh ihm Bücher und Handschriften (vgl. z. B. N. 273), ermunterte Bekannte, besondere sprachliche Wendungen aufzuzeichnen und Meier mitzuteilen (vgl. z. B. N. 459), forschte nach Nachlässen, von denen Meier glaubte, sie seien für seine Arbeit wichtig (vgl. N. 431), und beriet seinen Korrespondenzpartner bei Einzelfragen. So gab er ihm zur besseren Orientierung in dem schwer überschaubaren Material eine Übersicht über die Perioden der deutschen Sprachgeschichte (N. 482).

7. Unterstützung von wissenschaftlichen und literarischen Vorhaben

Gerhard Meier war nicht der einzige, dessen Arbeiten Leibniz tatkräftig unterstützte. Auch Hermann von der Hardt stellte er für die Arbeit an der Ausgabe der Akten des Konstanzer Konzils Bücher und Handschriften aus den Bibliotheken in Hannover und Wolfenbüttel zur Verfügung (vgl. N. 484), und er bemühte sich, für ihn aus Wien (vgl. N. 489) und aus Frankreich (vgl. N. 467) weitere Handschriften zu bekommen. Dem Jesuiten Daniel Papebroch wollte er eine Abschrift der Kasseler Wolfram-Handschrift verschaffen (N. 246); Justus von Dransfeld übersandte er für dessen geplante Neuausgabe des Scaliger einen Scaliger-Brief (N. 362 u. N. 418); Wilhelm Ernst Tentzel lieh er eine Beschreibung Mexikos (N. 98), und für ihn erbat er die Erlaubnis, die Wolfenbütteler Bibliothek benutzen zu dürfen. Für die *Acta Eruditorum* suchte er einen Rezensenten medizinischer Neuerscheinungen und einen Autor für medizinische Beiträge (N. 197).

Leibniz' Hilfsbereitschaft ging so weit, daß er einen Beitrag des Hildesheimer Arztes und Genealogen Conrad Barthold Behrens für die *Acta Eruditorum* stilistisch überarbeitete. Dieser Aufsatz — eine Ankündigung von Behrens' allerdings nicht erschienenem Werk *De familiis emortuis* (vgl. N. 462) — ist ähnlich wie die Abhandlung *De recidivis* (I, 10 N. 168) in der Form eines Briefes an Leibniz abgefaßt. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, daß Leibniz Behrens' Hilfe bei anderer Gelegenheit in Anspruch nahm, nämlich bei der Ver-

öffentlicheung seiner *Relatio De Novo Antidysenterico Americano Magnis successibus comprobato*. Aufgrund der Berichte, die ihm aus Frankreich zugingen, war Leibniz der Überzeugung, dieses aus der Ipecacuanha-Wurzel gewonnene Medikament könne zahlreichen Kranken, vor allem auf den Kriegsschauplätzen, helfen (vgl. N. 398). Leibniz gab dieses Mittel zunächst Maria Aurora von Königsmarck, der Gefährtin des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, welcher das kaiserliche Heer in Ungarn befehligte, und dem Beichtvater des Kaisers, Franz Menegatti (N. 309 u. N. 329), bekannt. Die *Relatio* legte er Behrens vor, damit dieser etwaige terminologische Fehler verbessere (vgl. N. 426 u. N. 439).

In besonderem Maße fand der Herausgeber des *Journal de Hambourg*, Gabriel d'Artis, Unterstützung und Förderung bei Leibniz. Er half ihm, die Gunst des Hofes in Hannover zu gewinnen, und übersandte eine Anzahl kleinerer Beiträge, u. a. eine Rezension über Andreas Du Monts *Lettre... pour la conservation des Piques* (N. 282), wobei er allerdings Wert darauf legte, daß sein Name in der Zeitschrift nicht genannt wurde. Aufschlußreich für Leibniz' Einstellung ist die Mahnung zur Mäßigung im Hinblick auf Äußerungen über den Staat und die Religion (vgl. N. 281). Ebenso wie d'Artis' *Journal* fand Samuel Chappuzeaus Plan eines historischen Lexikons wohlwollende Förderung. — Nicht unterstützt hat Leibniz dagegen wohl Caspar Thurmanns Pläne, eine Sammlung von Verträgen herauszugeben (vgl. N. 108 bis N. 112). Thurmanns Anfragen bei Leibniz sind offensichtlich ohne Antwort geblieben.

8. Mathematische und naturwissenschaftliche Themen

In der Mathematik hat Leibniz im Jahre 1695 kaum neue Ergebnisse veröffentlicht; „optemque saltem perficere atque in ordinem redigere posse dudum a me effecta“, schreibt er an Johann Bernoulli (28. Februar/10. März 1695, Gerhardt, *Math. Schr.*, 3, 1855, S. 164). Hierbei denkt er jedoch wohl nicht an die seit langem geplante zusammenfassende Darstellung der ‚Scientia infiniti‘ (vgl. I, 10 N. 142), denn im selben Brief an Bernoulli führt er aus: „Hoc anno vix audebo manum admovere meae Scientiae infiniti; nam alii a me labores exiguntur Superiore jussu“ (ebd. S. 166). Freilich schreibt er einige Zeit später, ebenfalls an Bernoulli: „Interim de mea Infiniti scientia delineanda cogitabo“ (20./30. Okt. 1695, a. a. O., S. 222). Er nahm mit Freuden zur Kenntnis, daß die Methoden der Infinitesimalrechnung inzwischen von anderen zur Lösung neuer Probleme angewandt wurden. So ließ er den jungen Engländer John Craig ermuntern, seine mathematischen Arbeiten fortzusetzen, und bot ihm seine Hilfe an (vgl. N. 296). Vor allem aber ist es der Marquis de L'Hospital, auf den Leibniz große Hoffnungen setzte, weil er nach einer Anzahl von Aufsätzen ein umfangreiches Werk, *Analyse des infinitum petitum*, zum Druck gab. Über ihn

schreibt Leibniz: „Quaesivit a me pro summa humanitate sua, an ipse potius mea primus explicare mallem, sed cum multis praesertim historicis juridicisque laboribus distrahar, gavisus sum Nobilissimum Virum in se hanc curam recepisse, libenterque ipsi lampada tradidi“ (N. 402; vgl. auch an de L'Hospital, 30. Sept. 1695, Gerhardt, *Math. Schr.*, 2, 1851, S. 302).

Leibniz' Äußerungen über mathematische Themen sind im Briefwechsel dieses Bandes allgemein und zielen darauf ab, Laien den Wert der neuen Methoden verständlich zu machen. So legt er Franz Menegatti dar, mit Hilfe der Infinitesimalrechnung sei es gelungen, mathematisch-physikalische Probleme zu lösen, deren Lösung Galilei und Descartes vergeblich versucht hätten: „Ita velut perfractam videri clausam prius januam, quae ab una harum scientiarum ad alteram ducit“ (N. 329). Bernard Nieuwentijts Kritik (vgl. dazu N. 348 u. N. 498) bietet ihm Gelegenheit, die Grundlagen der Infinitesimalrechnung zu erläutern. Leibniz geht jedoch hierbei nur auf eines der drei Argumente ein, mit denen er sich in seiner *Responsio ad nonnullas difficultates auseinandersetzt*, nämlich auf das Problem der Differentiale höherer Ordnung (vgl. N. 402).

Leibniz schreibt an mehreren Stellen, er sei u. a. damit beschäftigt, einige naturwissenschaftliche Arbeiten fertigzustellen (vgl. N. 402). Im Mittelpunkt dieses Bemühens stehen die Dynamica. Da ihm die Muße fehlte, eine umfassende Darstellung vorzulegen, wollte er die Grundgedanken in zwei Aufsätzen in den *Acta Eruditorum* der Öffentlichkeit zugänglich machen. Der erste Teil des *Specimen dynamicum* wurde am 1./11. März an den Herausgeber der *Acta Eruditorum* geschickt (vgl. N. 238) und erschien im Aprilheft. Der zweite Teil wurde nicht veröffentlicht, obgleich er in Aussicht gestellt war und von Otto Mencke öfter angemahnt wurde (vgl. N. 471). Ein zentrales Thema dieser Schrift bilden zwar die der Physik zuzuordnenden Fragen nach den wahren Gesetzen der Bewegung und dem wahren Maß der Kräfte, im Mittelpunkt steht jedoch die Explikation des philosophischen Begriffs der Kraft. Nach langjährigen Auseinandersetzungen mit Cartesianern, Gassendisten und Aristotelikern war Leibniz in der im März 1694 erschienenen Abhandlung *De primae philosophiae emendatione et de notionie substantiae* zu der Bestimmung gelangt, das Wesen der Substanz bestehe in der Kraft. Dieser Zusammenhang wird bestätigt durch die Briefe, in denen Leibniz die Grundgedanken des *Specimen dynamicum* erläutert (N. 402 u. N. 329). Es ist bemerkenswert, daß keiner der in diesem Bande vertretenen Korrespondenzpartner auf Leibniz' Gedanken eingeht.

Nicht nur nach Leibniz' Meinung, sondern auch nach der vieler seiner Briefpartner, war die soeben fertiggestellte Rechenmaschine das Werk, das die stärkste Beachtung verdiente (vgl. N. 329, N. 250 u. N. 402). Es handelt sich um das Exemplar, an dem schon viele

Jahre gebaut worden war und das in der Literatur als „ältere Maschine“ bezeichnet wird. Es besaß acht Ziffern im Schaltwerk und zwölf Ziffern im Resultatwerk. Leider ist dieses Exemplar verlorengegangen. Der Hofmathematiker des polnischen Königs, Adam Adas mandus Kochański, schlug Leibniz vor, eine Beschreibung und Skizze der Maschine in die *Acta Eruditorum* einrücken zu lassen, damit die Vorteile dieser Erfindung der Öffentlichkeit zugute kämen (N. 429); aber Leibniz fehlte die dafür erforderliche Zeit. Erst viel später veröffentlichte er seine *Brevis descriptio Machinae Arithmeticae (Miscellanea Berolinensia, 1710, S. 317–319)*. Das genaue Datum der Fertigstellung kann nicht mit Sicherheit angegeben werden. Leibniz führt in einer für Kurfürst Ernst August bestimmen Schrift vom November 1694 (I, 10 N. 67) aus, die Rechenmaschine sei fertiggestellt und in Betrieb genommen (vgl. auch I, 10 N. 414). Am 14./24. Januari 1695 berichtet er dem Sekretär des Landgrafen von Hessen-Kassel, Johann Sebastian Haes, die Arbeiten seien abgeschlossen, bisher habe aber noch niemand, „weder vom Hof noch von den Ministern“, die Maschine gesehen (LBr. 350 Bl. 57, Druck in Reihe III). Damit stimmt überein, wenn Leibniz in N. 402 schreibt, die Maschine sei „ante menses complures“ fertig geworden (vgl. auch N. 289). Einer der ersten, dem sie vorgeführt wurde, war der schottische Edelmann Thomas Burnett of Kemney. Burnett wurde gebeten, Christiaan Huygens über die Maschine zu berichten (vgl. N. 296), denn Huygens hatte bereits in Paris ein früheres Modell der Maschine gesehen. Huygens hat diesen Bericht wohl nicht mehr erhalten, weil er bereits schwer erkrankt war, als Burnett in den Niederlanden ankam. Durch seinen Tod am 8. Juli 1695 verlor Leibniz einen Freund, den er schätzte wie kaum einen anderen. In einer Notiz für das *Journal de Hambourg* schreibt Leibniz: „Car je mets M. Huguen en parallèle avec Kepler, Galilei, et Des Cartes, qui sont ceux de tous les modernes qui avoient le plus penetré dans les loix de la nature“ (N. 448). — Eine andere technische Erfindung von Leibniz, ein Anemometer, wird in der Korrespondenz mit Gabriel d'Artis erwähnt (vgl. N. 463).

9. Philosophische Themen

Die meisten Äußerungen von Leibniz zu philosophischen Themen gehören inhaltlich in den Umkreis des *Système nouveau de la nature et de la communication des substances aussi bien que de l'unione qu'il y a entre l'ame et le corps*. Diese Schrift scheint sehr bald nach der Übersendung nach Paris gedruckt worden zu sein. In einem Brief vom 13./23. Mai 1695 schreibt Leibniz an de L'Hospital, er wolle dieses Werk nach Paris schicken (Gerhardt, *Math. Schr.*, 2, 1851, S. 283); der erste Teil erschien im *Journal des Scavans* vom 27. Juni und der zweite im Heft vom 4. Juli. Die Entstehungsgeschichte dieser ersten veröffentlichten Gesamtdar-

stellung des Leibnizschen Systems hat im Briefwechsel dieses Bandes kaum einen Niederschlag gefunden (vgl. dazu I, 10 N. 88 u. I, 10 N. 90). Das ist nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß Leibniz in den einleitenden Sätzen ausdrücklich betont, er habe sein *Système* bereits vor mehreren Jahren entworfen und verschiedenen Gelehrten mitgeteilt. In einem Brief an Antoine Verjus faßt Leibniz die Grundgedanken des ersten Teils des *Système nouveau* (Bestimmung der Substanz als Kraft, im Gegensatz zur Cartesischen Auffassung der res extensa) zusammen und dehnt dann seine Descartes-Kritik auf andere Gebiete aus, um die Überlegenheit seiner Methoden gegenüber den Cartesischen zu verdeutlichen. Dabei weist er gern auf die Zustimmung hin, die seine Methoden bei namhaften Wissenschaftlern wie Christiaan Huygens gefunden hatten (vgl. N. 289). Da Verjus Leibniz' Gedanken Interesse entgegenbrachte, machte Leibniz ihn — wie auch andere Briefpartner (vgl. N. 499) — auf das *Système nouveau* aufmerksam und bat, Verjus möge ihm das Urteil des Jesuitenpaters Gabriel Daniel über diese Schrift mitteilen (N. 483). Einen zentralen Gedanken des zweiten Teils des *Système nouveau* erläutert Leibniz in einem Brief an den Reichshofrat Philipp Wilhelm von Boineburg, als dieser ihn nach seiner Meinung über Athanasius Kirchers Lehre von der gegenseitigen Entsprechung der verschiedenen Seinsbereiche fragt (vgl. N. 421). Leibniz stimmt dieser Lehre zu; denn das Körperliche werde im Geistigen repräsentiert und sei deshalb in eminenter Weise in ihm enthalten (vgl. N. 450). Die „repräsentative Natur“ des Geistes vergleicht er dabei mit einer *Camera obscura*.

Das in philosophischer Hinsicht interessanteste Stück dieses Bandes dürfte Leibniz' Entwurf einer Dissertation für seinen Neffen Friedrich Simon Löffler sein. Löffler hatte die Absicht geäußert, sein Theologiestudium mit einer Dissertation über das Thema „*De voluntate Dei antecedente et consequente*“ abzuschließen (vgl. I, 10 N. 469). Leibniz schlug ihm jedoch vor, ein aktuelleres und für die theologischen Auseinandersetzungen seiner Zeit wichtigeres Thema zu wählen, nämlich eine Widerlegung der 1693 anonym erschienenen antitrinitarischen Schriften von William Freke. Trotz ihres geringen Umfanges und ihres nicht sehr bedeutenden Inhalts hatten die Schriften in England großes Aufsehen erregt, weil sie im Parlament verteilt und daraufhin verboten und öffentlich verbrannt worden waren. Der Autor vertritt die arianische These, Jesus Christus und der Heilige Geist seien nicht göttliche Personen, sondern sie seien die ersten der von Gott geschaffenen Engel. Über den Inhalt hatte Leibniz bereits im März 1694 der Kurfürstin Sophie Bericht erstattet (I, 10 N. 15). Obgleich er dazu neigte, Autoren stets wohlwollend zu interpretieren, obgleich er Streitigkeiten unter Gelehrten verabscheute (vgl. N. 103) und obgleich er sich für Toleranz gegenüber „Häretikern“ einsetzte — so z. B. für den seines Amtes enthobenen Pfarrer Henning Huthman, über welchen er schrieb: „*Quae de peccato*

originis natae sunt ipsi cum nonnullis Theologis lites mihi non videntur tanti ut nocere ipsi debeant apud aequos et bonos“ (N. 103) — hielt er eine Widerlegung des „audacissimus libellus“ von Freke für wünschenswert. Denn dieses Werk erschien ihm ebenso wie das Buch *Seder Olam* als eine Frucht „degenerantis libertatis“. Er fügte jedoch hinzu: „... ut difficile sit inter persecutionem et licentiam tenere modum“ (N. 188). Da Löffler die englische Sprache nicht beherrschte, übersandte ihm Leibniz einen Auszug in lateinischer Übersetzung (vgl. I, 10 N. 473). Einer Mode der Zeit folgend, wollte Löffler die Arbeit nach mathematischer Methode abfassen (vgl. N. 141), und er übersandte trotz Leibniz' Bedenken gegen die Anwendung dieses Verfahrens auf den Gegenstand (vgl. N. 96) in kurzem Abstand zwei Entwürfe, von welchen sich aber nur der zweite (N. 142) erhalten hat. Leibniz konnte in dem Entwurf eine Fülle von Verstößen gegen den *Mos mathematicus* nachweisen; es zeigte sich sogar, daß Löffler nicht einmal die Grundgedanken dieses dem Aufbau der *Elemente* Euklids nachgebildeten Verfahrens erfaßt hatte. So mußte Leibniz seinem Neffen die Bedeutung der Begriffe Axiom, Hypothese und Postulat erläutern (N. 162). Er beschränkte sich nicht darauf, die einzelnen Fehler aufzuzeigen, er schickte vielmehr einen eigenen Entwurf „velut Sceleton quoddam, quod si probas poteris velut carne quadam vestire, ex iis quae alioqui dicere volueras, scriptaque theologorum suppeditabunt“. Das *Sceleton demonstrationis* (N. 163) ist nicht nur wegen seines Inhalts von großem Interesse, sondern auch deshalb, weil es ein Leibnizsches Beispiel für einen mathematischen Beweis außerhalb der Mathematik ist. Löffler hegte jedoch Bedenken gegen den Entwurf seines Onkels, weil einige Definitionen von dem in der Schultheologie Üblichen abwichen und weil er befürchtete, der Praeses Benedict Carpzov werde aus diesem Grunde die Arbeit vielleicht ablehnen (N. 204). Was Löffler problematisch erschien, sind vor allem die Definition Gottes als „substantia perfectissima, seu habens omnes perfectiones“ (N. 163) — Leibniz hatte sie schon früher gebraucht, z. B. in der Schrift *Quod Ens Perfectissimum existit* aus dem Jahre 1677 (II, 1 N. 131) — und die Definition der Ewigkeit als „existendi necessitas“. Ob Löffler bemerkte hat, daß die Definition der Ewigkeit mit der Spinozas (*Ethica* I, Def. 7) übereinstimmt, und ob er deshalb den Verdacht des Spinozismus befürchtete, läßt sich nicht entscheiden. Im folgenden Brief (N. 209) schlug Leibniz einige Modifikationen seines Entwurfes vor und suchte zu zeigen, daß die erörterten Definitionen nicht im Widerspruch zu den Auffassungen der Schultheologie stehen. Mit der Wendung „De illis quae ad meam dissertationem spectant alio tempore“ in N. 223 verschwindet dieses Thema vorläufig aus dem uns erhaltenen Briefwechsel. Erst am 8. April 1698 fand die Disputation statt. Die verteidigte Dissertation *De Divinitate Christi ex Rom. IX. v. 5* ist nicht nach dem *Mos geometricus* abgefaßt. — Der Grund für den Abbruch der Diskussion

über das Thema mag zunächst darin zu suchen sein, daß Löffler unter dem Eindruck der Streitigkeiten, die Christian Thomasius' Äußerungen über die Trinität hervorgerufen hatten (vgl. N. 269), es für besser hielt, das Thema der Dreifaltigkeit vorläufig nicht öffentlich zu behandeln. Vielleicht fand Leibniz' Entwurf auch nicht seine und seines Praeses Zustimmung. Später ließ ihm wohl auch die Übernahme der Pfarrstelle in Probstheida (vgl. N. 391) keine Zeit, die wissenschaftlichen Arbeiten weiterzuführen.

Auf das in der Korrespondenz mit Justus Schrader erörterte Problem des Verhältnisses zwischen Theorie und Erfahrung in der wissenschaftlichen Forschung, und vor allem in der Medizin, wurde bereits hingewiesen (vgl. S. XXXVI). Erwähnenswert sind noch einige Äußerungen zur Staatsphilosophie. Leibniz scheint dem Hobbesschen Standpunkt zuzuneigen, wenn er dem Staat ein „*pouvoir absolu au besoin sur les biens, et même sur les personnes des sujets*“ zugesteht (N. 468). Daß dieses jedoch nur mit sehr großen Einschränkungen der Fall ist, zeigt Leibniz' Rezension von W. Sherlocks Buch *The Case of the Allegiance due to Sovereign Powers* (N. 349).

Leibniz betrachtete seine bisherigen philosophischen Veröffentlichungen als vorläufige Erläuterungen einiger zentraler Gedanken. In bezug auf die Veröffentlichung seiner tiefsten Gedanken glaubte er, zurückhaltend sein zu müssen, denn „*ce qui est plus profond ne peut servir qu'aux esprits choisis. Margaritae non sunt objicienda porcis*“ (N. 348). Was ihm als Ziel vorschwebte und was er hoffte, noch leisten zu können, war eine Philosophie, zu der es nichts Vergleichbares gäbe, „*parce qu'elle aura la clarté et la certitude des Mathematiques, car elle contiendra quelque chose de semblable au calcul*“. Er räumte zwar ein, daß mit ihrer Hilfe nicht alle Fragen entschieden werden könnten, aber die aufgrund dieser Philosophie getroffenen Entscheidungen würden unbestreitbar sein. „*Puisque l'erreur, qu'il y auroit, ne pourroit estre qu'un Error Calculi, que chacun peut redresser aisement*“ (N. 289). Diesen Plan hat Leibniz jedoch nicht verwirklichen können. Es ging ihm dabei allerdings weniger um die Bewältigung des Lebens („*corporis sustentatio*“) durch experimentell abgesichertes Wissen, als vielmehr um die Vervollkommenung des menschlichen Geistes durch Nachdenken (meditatio) (vgl. N. 521). In seinem „*Protreptikos*“, der Verteidigung der Philosophie gegenüber dem reinen Pragmatiker Justus Schrader, schreibt Leibniz: „... habere demonstrationes de divinis rebus, percipere harmoniam rerum et universi structuram naturaeque leges aliquatenus nosse, tum liquidas justi aequique (id est divinorum attributorum) notiones habere, iisque uti in regenda voluntate sua et flectendis ad recta alienis haec putem habenda inter potissima hujus vitae bona“ (N. 455).